



Nr. 33.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspreliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 17. Mai.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Berenfang. Lustspiel in einem Akt von Hans Hopfen (Fortsetzung). — Der 1. Mai 1890. Von K. Eichenbach (Schluß). — Das neue italienische Strafgesetzbuch und die Todesstrafe. Von Egon Matherde. — Vier Briefe. Ein Lebensbild. Von Theodor von Sosnost. — Über die Bedeutung des Kochsalzes. Von S. Zambes-Barladu (Schluß). — Der „Kreuzer-Donate“ zweiter Teil. Aus dem Manuskript übersezt von Heinrich Sana. — „Der Schärfrichter von Berlin.“ Von J. W. — Kleine Kritik.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.
Alle Rechte vorbehalten.

Berenfang.

Lustspiel in einem Akt von Hans Hopfen.

(Fortsetzung.)

7. Scene.

Man sieht nur Dächer und Türme der Stadt, vom Monde beleuchtet, und hört wie aus der Ferne

die Stimme des Albertus (unsichtbar). Wie nah' der Mond!

Die Stimme Rebekkas (ebenso). Hui! welch ein Flug!

Die Theresias (ebenso). Welch seltsam roter Wolkenzug!

Die des Albertus (ferner). Wo?

Die Theresias (ebenso). Dort!

Die des Albertus. Wie kraß!

Die Rebekkas. Was kraß, was rot, was Wolke!

Die Hahnenfeder ist's mit ihrem Volke!

Hei, tanz' mit mir!

Die Theresias (eifernd). Mit mir!

Die des Albertus. Hier in der Luft? (Man sieht die dreie, die sich bei den Händen halten, ganz oben über Dächern und Türmen, vom umwölkten Mond beleuchtet, vorüber fliegen.)

Die lachende der Rebekka. Haha!

Die Theresias (ferner). Hui! welch ein Flug!

Die Rebekkas (ferner). Gleich sind wir da!

Die des Albertus (immer ferner). Die Erde klast!

Die Rebekkas. Der Himmel hängt voll Geigen!

Die des Albertus. Welch Schauervolk!

Die Rebekkas (verhallend, aber noch verständlich). Setzt aufspielt zum Reigen!

Es wird auch oben wieder ganz finster. Der Wind heult lauter und bricht dann auf einmal ganz ab.

8. Scene.

Mariens Stimme (im Dunkeln, klingt wie aus dem Schlafe erschreckt). Was ist?! . . . Mich dünkt, die Mutter spricht? . . .

Ob's nur der Wind? . . . Ob's doch die Mutter war?
(Sitzt im Bette auf.)

Am klügsten ist, ich mache Licht.

Wie sie das Licht ansetzt, verbreitet sich eine runde Helle um sie. Das übrige Theater bleibt ganz finster. Klein Dekorationswechsel. Man sieht nur Marie in ihrem Bett aufsitzen, dahinter ein Heiligenbild und eine Wanduhr, deren Pendel schwingt und tickt.

Ach nein, die Gute rührt sich nicht.

Wie wohl thut ihr die Ruh' nach all der Pein! . . .

Sie schläft so sanft . . . (Aufatmend.) außer Gefahr!

Das dank' ich ihm! . . . (Hört.) Sie regt sich? (Leise und zärtlich.) Mutter mein?

Stimme der Mutter (aus dem anderen Bett, unsichtbar, sanft und leise). Was willst?

Marie. Wie ist Dir?

Stimme der Mutter (aufatmend). Wunderbar!

Marie (die Hände faltend). Gelobt sei Gott! . . . Sie schläft schon wieder ein . . .

Ich kann nicht schlafen . . . Ich muß immer denken,

Wie gut er war . . . und doch wie garstig auch!

Mein Gott, das ist so großer Herren Brauch,

Wohlthat mit vollen Händen zu verschenken

Und dabei doch durch Hochmut uns zu kränken.

Gleichviel, er hat sie mir gesund gemacht! . . .

Was er wohl treibt? . . . Gar stürmisch ist die Nacht,

Und Kobus hatte seltsame Gedanken . . .

Walpurgisnacht erwacht' er nicht bei Kranken,

Sagt' er . . . Wo dem? . . . Maria, voll der Gnaden,

Behüt' ihm Leib und Seel' vor allem Schaden!

Und wenn er auch gesündigt ab und an,

Er hat den Armen so viel Gut's gethan!

Drum hilf ihm, heilige Jungfrau, hilf, erbarme

Des lieben Sünders Dich und führ' ihn heil zurück . . .

(Ihr Kopf sinkt aufs Kissen, sie streckt die Arme gen Himmel, über denen die Hemdärmel zurückfallen.)

Zurück . . . zu mir . . . in diese meine Arme!

(Schüttelt nochmals den Schlaf ab; betrachtet schalkhaft ihre Arme, ohne den Kopf vom Kissen zu heben.)

Sind sie nicht schön und weiß und voll und rund?

Du dummer Jung', wo schwärmst Du denn zur Stund'? . . .

Ich schenkte Dir so gern mein ganzes Leben . . .

Was brauchst Du alten Hexen nachzustreben!

(Legt sich links um, mit dem Gesichte dem Zuschauer zugewendet.)

Pfui Du! (Sehr schläfrig.) Es heult der Sturm . . .
die Diele kracht . . .

Wo Du auch weilst, mein Liebling, gute Nacht!

(Sie bläst das Licht aus. Man hört wieder Wind und zwischen den einzelnen Stößen die Holsbarren in der Finsternis. Gleich darauf zeigt die Bühne wieder die alte Dekoration wie in der 5. und 6. Scene und brennen alle Lichter.)

9. Scene.

Die Bühne bleibt einen Augenblick leer. Dann hört man von oben des Albertus Stimme. Hierher, mein Schatz! . . . Da wird nicht ausgekniffen!

(Er fährt mit Theresia und Rebekka an der Hand durch den Schlot auf den Herd.)

Theresia (im Einfahren). Herr, es ist spät! . . .

Rebekka. Sei nicht so ungeschliffen!

Albertus. Wirst wieder grob?

Rebekka. Zu welchem Ende

Zwingst Du uns denn noch einmal hier herein?

Theresia. Da hat sie recht. Laß fahren unsre Hände!

Albertus. Hier drinnen? Sei's!

Rebekka (sich zum Fortgehen ansetzend). Leb' wohl!

Theresia. Gedente mein!

Rebekka. Und mein!

Albertus. Ihr glaubt, ich ließ' Euch laufen?

Rebekka. Wir haben kaum mehr Zeit uns zu verschauen.

Theresia. Mein Weg ist ziemlich weit . . .

Rebekka. Es ist sehr spät!

Theresia. Ach, daß Walpurgisnacht so rasch vergeht!

Albertus. Mich selber dünkt, ich sei kaum ausgefahren,
Und was erlebt' ich, seit der Sand verrann!

Theresia (zärtlich zu Albertus). Leb' wohl!

Rebekka (zu Theresia, sie von Albertus wegstoßend).

Laß jetzt Dein zärtliches Gebaren!

(Zu Albertus.) Und Du schaff' etwas, drauf man reiten kann!

Theresia. Auch mir! Flink!

Albertus. Nicht im Schlafe den' ich dran.

Rebekka. Was sagst Du da?

Theresia. Mich täuschten wohl die Ohren!

Rebekka. Ob er im Fliegen den Verstand verloren?
Vergleichen kam schon vor.

Theresia (dringender). Herr, schaffe Rat!

Albertus. Geduld!

Theresia. Bedenk', beim ersten Hahnenkraut
Muß ich daheim in meiner Zelle sein.

Rebekka (dringend und dringender zu Albertus). Rühr' Dich!

Du weißt, beim ersten Dämmererschein

Ist unser Besenritt nicht mehr geheuer.

Zu Ende ging das Frühlingsabenteuer.

Der Spaß ist aus. Drum gib uns Urlaub.

Albertus. Nein!

Theresia (herumjuchend). Herr, einen Besen!

Rebekka (gleichfalls). Meister, einen Stock!

Theresia. Nur eine Latte!

Rebekka. Zettel!

Theresia. Schemel!

Rebekka. Pflock!

Theresia. Wär's nur ein Holzseil, noch so unbequem!

Rebekka. Nur irgend etwas!

Albertus. Nichts von alledem!

Theresia. Recht grausam ist der Scherz!

Albertus.

Ich scherze nicht.

Rebekka. Der Teufel hol' ihn, wenn er ernsthaft spricht!

Theresia. Was willst Du denn von uns?

Albertus. Euch hier behalten.

Rebekka. Zu welchem Zweck?

Albertus. Ihr sollt im Hause walten,

Durch Eure Schönheit meinen Tag verschönen,

Mein Ohr erfreu'n mit holden Zaubertönen,

Und kommt die Nacht, den Becher mir kredenzen

Und mit der Liebe feuerroten Rosen

Mein Herz umschlingen und mein Haupt bekränzen.

Rebekka (für sich). Verrückt!

Theresia (ans Fenster eilend). Mich dünkt, ich sehe Frühlicht glänzen.

Rebekka (zu Albertus). Sehnt Du Dich wirklich, noch mit uns zu kosen?

Albertus. Genau betrachtet, nein. Doch könnt's mich reuen,
Wünsch' ich Euch später her und hielt' Euch jetzt nicht fest.

Ein Hexlein, das man sich entschlüpfen läßt,

Fängt man nicht leicht zum andermal von neuem.

Theresia. Ach komm' heut' nacht zurück!

Rebekka. Und übermorgen ich!

Albertus. Schon recht. Doch weit entfernt ist gut vor
Hieb und Stich.

Rebekka. Bist wirklich solcher Weiber noch nicht satt,
Wie ich eins bin und diese Kleine?

Albertus. Zu rasch gewöhnt der Mensch sich ans Ge-
meine —

Besonders, wenn es solche Reize hat . . .

Rebekka (ihn unterbrechend). Mein Reiz ist falsch!

Theresia (wieder am Fenster). Mich dünkt, die Hähne kräh'n.

Albertus (barsch). Und endlich will ich meine Macht erproben.
Was ich befehle, soll gesch'eh'n!

Ihr sollt gehorchen und den Meister loben!

Rebekka (mit Entschiedenheit). Jetzt, Base, gilt es Hals und
Kragen!

Zu wenigen Minuten muß es tagen. (Seiser.)

Dort steht die Flasche noch. Wir wollen uns bestreichen.
Dann können wir, zum Trutz ihm, doch entweichen.

Theresia. Welch wunderbarer Einfall ohnegleichen! (Beide
eilen zum Herd.)

Albertus (der ihnen zuvorgekommen ist und die Flasche ergriffen
hat). Haha! (Zerschellt die Flasche auf dem Herd.)

Wie leicht ist solch ein Glas zer schlagen!

Da liegt die Scherbe und der Saft verdampft!

Theresia (zusammennickend). Das ist mein Tod!

Rebekka (ebenso). Jetzt bin ich ganz verloren!

Theresia. Wie wird mir! Ach! (Hält sich in ihren grauen
Schleier und kriecht dicht an den Herd heran.)

Rebekka. Mein Herze krampft

Sich jämmerlich zusammen, wie mein Leib! (Wickelt sich
in ihren Shawl und drückt sich neben den Herd.)

Theresia. Verwünschte Lust!

Rebekka. Verstuchter Zeitvertreib!

Theresia (aufschreiend). Es kräht der Hahn! (Verkriecht sich
zwischen dem Herd und dem Tisch davor links.)

Rebekka (außer sich). Das Frührot läßt sich sehen!

Albertus (während man aus verschiedener Entfernung Hahnenkraut
vernimmt). Fürwahr, es kräht!

Rebekka und Theresia. Nun ist's um uns geschehen!
(Sie verbergen ihr Angesicht auf dem Boden und verkriechen sich hinter
dem Herd. Es dämmert. Während der ff. Worte des Albertus er-
scheint eine Lampe nach der anderen, lautlos versinkt etwas später das
Tischlein deck' dich. Zahles Licht. Viele Hähne krähen rundum.)

Albertus. Verjünke, Freudenmahl! Löscht aus, ihr Lichter!
 Im Wertagskleid erscheine, stille Kammer!
 Es graut der Tag. Es kommt der Magenjammer.
 Macht nicht zu grämliche Gesichter!
 Steht auf! Seid froh! Fern bleibe Ken' und Leid!
 Und da Ihr, schon als Weiber, eitel seid,
 Tröst' Euch die Überlegung notgedrungen:
 Wär't Ihr nicht schön und reizend alle beid',
 Ich hätt' Euch hier zu bleiben nie gezwungen.

Rebekka (kommt hinter dem Herd hervor mit ganz verändertem Gesicht, ein dickes, ältliches Weib, und kommt auf ihn zu).
 Das könnte wirklich mir zum Trost gereichen!

Albertus. Gerechter Gott, was ist das für'n Gesicht!
 (Th. — Alb. H.)

Rebekka. Mißfällt Dein Schätzchen Dir bei Tageslicht?

Albertus. Das war der blödeste von meinen Streichen!

Theresia (erhebt sich gleichfalls, nicht alt, aber fahl, hohlhängig, leichenhaft). Ich weiß noch immer nicht, was Liebe sei.

Albertus (entsetzt zurücktaumelnd). Heilige Mutter Anna, steh' mir bei!

Theresia (dicht an Albertus herantretend). Dem starken Herrn gehorcht die Magd, die schwache.
 Doch freut sie sich der selbstgeschaffnen Nahe (lacht).

Albertus (sich von einer nach der andern abkehrend). Pfui! . . . Pfui!

Rebekka. Du darfst, wenn erst die Hähne krähen,
 Der Hefe nicht mehr ins Gesicht sehen!

Albertus. Hol' Euch der Satan! Fort, verwünschte Wesen!
 Ich duld' Euch nicht! Da, hier ein Stock, ein Besen!
 Ihr könnt noch reiten, macht Ihr Euch dies salbe,
 Dämm'rige Zwielficht rasch zu Gunsten.

Theresia (am Herd). Ich sah den letzten Tropfen Deiner Salbe
 Auf diesem Stein zerfließen und verdunsten.
 Hast Du noch mehr, als hier verbraucht?

Albertus. Weh' mir! Der letzte Vorrat ward verbraucht!

Rebekka. So brau' sie neu!

Albertus. Das fordert mehr als Wochen.

Rebekka (finster). So ist das Urtheil für uns drei gesprochen.

Theresia (zudringlich). Ich bleibe gern . . . weil ich in Dich verliebt.

Rebekka. Ich, weil ich muß! . . . (Siebt ihm einen Stoß.)
 Schaff' mir ein Kleid von Seide,
 Ich bin's gewöhnt! Auch Perlen und Geschmeide!

Theresia (will sich an Albertus schmiegen). Mit dem zufrieden, was die Liebe giebt,
 Verlang' ich Liebe nur zu allen Tagen.
 Liebst Du mich noch?

Albertus. Der Teufel hol' Euch beide!
 Kömmt Ihr nicht reiten mehr, so fahrt zu Wagen!
 Ich send' Euch heim.

Rebekka. Soll mich mein Mann erschlagen?

Theresia. Soll man auf offnem Markte mich verbrennen?

Rebekka (in Thränen). Du schlechter Mensch!

Theresia (ebenso). Du Schuft!

Albertus. Hört auf zu flennen!

Rebekka. Was nimmst Du Dir für einen Ton heraus?
 Respekt vor mir, ich bin die Frau vom Haus!

Theresia (ihr entgegen). Die Frau bin ich!

Rebekka (schreiend). Was?

Theresia (ebenso). Die Gebieterin!

Rebekka. Verlaufsne Dirn', Dir zeig' ich, was ich bin!

Theresia. Man sieht's ja, was Du bist, Du alte Bettel!

Rebekka. Du Zuchthausbesen, lebst schon lang' vom Bettel!

Albertus (zwischen beide). Wollt Ihr wohl still sein?!

Rebekka (zu Albertus). Diesen blonden Fetzen
 Mußt Du, mein Schatz, gleich vor die Thüre setzen.

Albertus. Seid still!

Theresia (die Gelassene spielend).
 Ich bin ja still. Die Bettel, dick und alt,
 Stelltst Du, mein Freund, das weiß ich, heut' noch kalt.

Rebekka. Was? Mich?!

Theresia. Ja, Dich!

Rebekka (ergreift einen Sieden). Das geht Dir an den Kragen!

Theresia (entreißt ihn ihr). Den Stecken her! Jetzt wirft
 Du totgeschlagen! (Rebekka nimmt einen anderen.
 Beide gehen aufeinander los und schlagen zu.)

Albertus. Gebt Ruh'!

Rebekka. Hau hin!

Theresia. Hau her!

Rebekka. Da nimm!

Theresia. Da hast!
 (Gerause und Getöse.)

10. Scene.

Die Vorigen. Kobus. Es tagt. Volksgeräusch noch leise von
 draußen hörbar.

Kobus (eilt durch die Thür herein, zwischen den zuschlagenden
 Herten hindurch auf Albertus zu). Verzeih', wer ist
 denn heut' bei Dir zu Gast?

Albertus. Du hier?

Kobus. Glaub' nicht, daß ich aus Neugier spüre!
 Es wälzt sich her aus allen Gassen,
 Die Leute sammeln sich vor Deiner Thüre.
 Man guckt, man horcht, man stellt sich auf die Fehen,
 Man raunt sich zu, hier sei der Teufel los
 Und drohe Dir den Nacken umzudrehen.

Albertus. O, lieber Kobus, meine Not ist groß!

Kobus. Herr, Deine Not ist größer als Du denkst.
 Wenn Du nicht jene (nach den Herten wintend) durch
 den Rauchfang schwenkst,
 Wird Dir der Pöbel (nach außen deutend) gleich das Dach
 abdecken,
 Das Haus an allen vier Enden anstecken.

Theresia (auf Kobus losgehend). Was will denn der?

Kobus. Die sieht ja scheußlich aus!

Rebekka. Hinaus, Du Lump!

Kobus. Die da, verpöthet und verzwegelt!
 Die dort wie ausgeronnen, abgemergelt . . .

Theresia. Ich herrsche hier!

Rebekka. Ich bin die Frau vom Haus! (Hauen
 auf ihn ein.)

Kobus (stüchtend, zu Albertus). Du hast Dir ja was Feines
 ausgesucht!

Theresia (ihn verfolgend). Du Schinderbraten!

Rebekka (ebenso). Galgenfrucht!

Kobus (stüchtet zum Herde, zu Albertus). Herr, hilf mir!

Albertus. Wehre Dich!

Kobus. Nimm einen Stecken!

Albertus. Ich hab' sie selber ja ins Haus gebannt!

Kobus (um sich schlagend). Zwei alte Weiber sollen uns nicht
 schrecken!

Rebekka (Kobus überwältigend). Na, wart' Du!

Theresia. Schlag' ihn tot, den Geden!

Rebekka (während sie den Kobus festhält, zu Theresia). Den Brat-
 spieß flink ihm durch den Leib gerammt!

Theresia (zu Rebekka). Heb' ihn zum Herd! Gleich ist der Hund verbrannt!

(Sie wälzen ihn auf den Herd. Er hält sich am Rande fest, um nicht in die Glut gerollt zu werden; da bleiben ihm zwei Backsteine in den Händen.)

Robus (schreiend). Zu Hilf!

Albertus. Das ist zu viel! (Pakt die beiden Weiber.)

Theresia. Er soll uns büßen!

Rebekka. Und brennen!

Albertus. Schweigt und sinkt zu meinen Füßen!

(Es geschieht.)

Robus (auf dem Herde, in jeder Hand einen der Steine, die er zur Verteidigung abgebrochen hat). O Herr, was hast Du nun vom Hexenfang!

Wir war umsonst nicht um Dich bang.

Leicht lockt die Hexe man auf seinen Schoß;

Doch klebt sie erst, wird man sie schwerlich los.

(Stärkeres Getöse vor dem Hause.)

Rebekka (springt auf). Was ist denn das?

Robus. Das Volk wird ungeduldig.

Theresia. Weh' mir!

Rebekka. Weh' uns!

Albertus (sinkt auf einen Stuhl). Weh' dem, der schuldig!

Stimmen des Volkes (von draußen). Wollen uns an die Fenster schwingen —

Das geht nicht zu mit rechten Dingen —

Hörte sie schelten —

Wie sie sich balgen —

Laßt sie's entgelten —

Dawohl, am Galgen!

Rebekka. Hörst Du, sie wollen uns alle hängen!

Volk. Brennen und sengen!

Sengen und brennen!

Theresia. Könnten wir nur von dannen rennen!

(Man hört über dem Murren des Volkes Glodengeläute und heiligen Gesang.)

Rebekka (erschrickt noch mehr). Was ist nun das?

Theresia. Mich dünkt, das ist Gesang.

Rebekka. Was soll uns der?

Theresia. Ah, auch noch Glodentklang!

Rebekka. Ah! Weibrauchdunst belästigt meine Nase!

Theresia. Weihwasser auch! Bedeck' mich, liebe Nase!
(Stauern sich ängstlich vor den Herd, auf dem Robus sitzen blieb. Man hört das Krachen eingeschlagener Pforten und das Brausen des Volkes.)

(Schluß folgt.)

Der 1. Mai 1890.

Son

A. Eschenbach.

(Schluß.)

III. Die Lehren des 1. Mai.

Wenn alles in allem genommen an einem Tage rund eine Million arbeitender Menschen die Arbeit niederlegt, um damit einem Gedanken Ausdruck zu geben, und zwar zugleich in Verbindung mit dem Opfer des Verzichts auf Erwerb für diesen Tag, so ist das immerhin eine Kundgebung, — mag sie auch noch viel gewaltiger gewollt und möglich sein, — die auch den oberflächlichsten Kopf zum Nachdenken zwingen wird. Und in der That können denn auch sowohl Arbeitgeber wie Arbeitnehmer aus dem Verlauf des Tages der Lehren Hülle und Fülle ziehen.

Zunächst steht für die Arbeitgeber die eine gar nicht genug zu schätzende Thatfache fest, daß mit Ruhe gepaarte Energie auch selbst heute ihren Eindruck auf die Massen durchaus

nicht verloren hat. Ein glänzender Beweis hierfür ist der Erfolg des durch einige besonders weiblickende Fabrikhaber inaugurierten Beschlusses der Berliner Eisenindustriellen, jeden unter Kontraktbruch feiernden Arbeiter sofort zu entlassen und vor Ablauf einer bestimmten Frist innerhalb des Verbandes keinenfalls wieder anzunehmen, — ein Beschluß, ohne den zweifellos ganz andere Szenen vorgekommen sein würden, als es so glücklicherweise der Fall gewesen. Es kann nimmermehr den Arbeitgebern verdacht werden, wenn auch sie ihrerseits das Koalitionsrecht ausüben, wie es den Arbeitern zugestanden ist und auch bleiben soll, und desgleichen sind die Industriellen nur einfach in ihrem Recht, wenn sie auch ihrerseits vom Arbeiter die Anerkennung einer gewissen Verpflichtung dem Staßbündnis gegenüber fordern und sich nicht damit einverstanden erklären, sich einfach zum Spielball der Launen ihrer Arbeiter machen zu lassen. — Ferner kann die Arbeitgeber der Umstand nur mit bester Zuversicht erfüllen, daß die Besonnenheit bereits so tief in den Kreisen der Arbeiter heimisch ist, daß sie die Gelegenheit, in mehr oder minder turbulenter Weise ihre Wünsche zum Ausdruck zu bringen, in weitaus überwiegender Mehrzahl energisch abgewiesen und den „Führern“ zu verstehen gegeben haben, daß sie als blinde Werkzeuge zu dienen nichts weniger wie gesonnen sind. Aber auch nach der andern Seite hin dürfen die Arbeitgeber der Bewegung gegenüber die Augen nicht deshalb verschließen, weil dieselbe glücklicherweise so verlaufen, wie es geschehen. Mit volstem Recht warnte ein leitendes Blatt der Hauptstadt am Tage nach dem Feste vor einem solchen Beginnen. Denn darüber ist auch nicht die geringste Täuschung möglich, daß man den Kampf und das Ringen nach besseren Existenzbedingungen seitens der Arbeiter nach wie vor bei jeder Gelegenheit weiterführen und vor allem allerdings auf die Herabsetzung der effektiven Arbeitszeit weiter bestehen wird. Und je eher man sich auf dieses, allem Anschein nach für die Dauer doch unabwendbare Geschehnis praktisch einrichtet, desto besser; die Thatfache der Verkürzung der Arbeitszeit in den meisten Betrieben fast aller Länder um fast die Hälfte der Dauer seit den letzten acht bis neun Jahrzehnten scheint dafür zu sprechen, daß allerdings ein stetiges Sinken der Arbeitszeit historisch berechtigt und begründet ist, — eine Annahme, die dadurch um so gerechtfertigter erscheint, als sie ziemlich genau mit der Entwicklung des Maschinenwesens konform zu gehen und mit derselben zusammenzuhängen scheint. Und in der That kann die Forderung: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung und acht Stunden Schlaf, an sich nicht als ganz unbegründet abgewiesen werden, wenn man das Tagewerk der nicht-handarbeitenden Klassen mit dieser Forderung vergleicht. Gesezt, der Arbeiter beginnt um sechs Uhr auf der Arbeitsstelle zu arbeiten, eine Annahme, die durchschnittlich zutreffen wird, so muß er durchschnittlich eine Stunde vorher aufstehen, da er neben Anzug, Frühstück u. s. w. meist, und zwar namentlich in den größeren Städten, einen halbstündigen Weg zurückzulegen hat. Nachdem er dritthalb Stunden gearbeitet hat, ruht er eine halbe Stunde, um alsdann bis zur Mittagszeit drei Stunden weiterzuarbeiten. Nach ein- bis anderthalbstündiger Mittagspause beginnt er um ein bzw. einhalb zwei Uhr wieder sein Tagewerk, um es durch dritthalb bzw. drei Stunden hindurch zu Ende zu führen und sich gegen den Spätnachmittag auf den Heimweg zu machen. Alsdann würde er, will er acht Stunden Schlaf genießen, noch bis neun Uhr Zeit haben, um dieselbe seiner Familie oder einer nebenherlaufenden Beschäftigung zu widmen. — Dieser an sich zweifellos die Billigung jedes gerecht Denkenden findende Zeitplan leidet allerdings an zwei Hauptmängeln: einmal, daß zahlreiche Arbeiter einen außerordentlich großen Teil ihrer Zeit in den Kneipen zubringen und zweitens, daß die meisten allerdings ein sie fesselndes Heim nicht haben, bzw. unter den heutigen Verhältnissen leider nicht haben können. Und hier spielt eben in diese Frage die fernere der „Frauen- und Kinderarbeit“ mit hinein. So lange es noch zahllose Industriezweige giebt, welche die in ihnen beschäftigten Männer und Familienhäupter

nicht einmal so lohnen, daß von diesem Lohne die Familie bestehen kann, sondern daß tatsächlich die Arbeit der Frau und Mutter hierzu absolut mit hinzuverdienen helfen muß — so lange wird auch die Arbeiterfrage aller Versicherungs- und sonstigen Gesetze zum Trotz wenig oder gar nichts von ihrer Schärfe verlieren. Das weiß auch die Sozialdemokratie sehr gut, wie noch jüngst ein Artikel eines Blattes dieser Partei siegesfroh ausführte.* Dem sollten sich aber auch im eigensten Interesse die Arbeitgeber nicht verschließen und so weit wie thunlich selbst auf Frauenarbeit verzichten und nur männliche Kräfte einstellen. Wohl kaum irgendwo und wann sind diese trostlosen Wahrheiten treffender geschildert worden als von dem jüngst mit Recht so gefeierten Jules Simon schon vor langen Jahren.** Simon schreibt, und der geneigte Leser wird ein längeres Citat gütigst entschuldigen, zumal die betr. Werke jüngst mehrfach wieder genannt worden sind:

„Beklagt man die Einführung der Frauen in die Fabriken, so ist es nicht deshalb, weil ihre materielle Lage dort schlecht wäre. Es giebt dort wenig sehr anstrengende Arbeit für sie. Die Arbeiterin in der Spinnerei hat nur die Fäden zu überwachen und hier und da einen gebrochenen Faden zu knüpfen; mit ihrer Wohnung verglichen, ist der Fabriksaal nach Luft, Reinlichkeit, Aussehen, ein angenehmer Aufenthalt. Ihr Lohn ist höher als der frühere aus Schneiderei und Stickerie. Wo steckt nun das Uebel? Die Frau — ist sie einmal Arbeiterin, hört auf Frau zu sein. Statt eines zurückgezogenen, geschützten, ruhigen Lebens, lebt sie unter der Herrschaft des Werksführers, unter Gefährtinnen von zweifelhafter Moralität, in beständigem Umgang mit Männern, von Mann und Kindern getrennt. In einem Arbeiterhaushalt sind Vater und Mutter jedes vierzehn Stunden abwesend. Damit hört die Familie auf. Die Mutter, die ihr Kind nicht stillen kann, überläßt es einer schlechtbezahlten Amme oder einer Wärterin, die es mit Suppen nährt. Daher die schreckliche Kindersterblichkeit, die Verschlechterung der Rasse, der gänzliche Mangel an moralischer Erziehung. Die Kinder von drei oder vier Jahren werden, dem Zufall überlassen in den schmutzigen Straßen, dem Hunger und der Kälte preisgegeben. Kommen Vater und Mutter um sieben Uhr ermüdet von der Arbeit zurück, was finden sie zu ihrem Empfang? Die Kammer war den ganzen Tag leer, niemand hat aufgeräumt, niemand ein Feuer entzündet, der ermüdete Mutter fehlt die Kraft, die Speisen zu bereiten, die Kleider zerfallen in Lumpen. Wen kann es allzusehr wundern, daß der Vater mit Widerwillen in die enge, schmutzige, ungelüftete Kammer zurückkehrt, wo ihn eine schlecht bereitete Mahlzeit, eine ihm nahezu fremd gewordene Frau, halbwilde Kinder erwarten, und daß er rasch nach dem Wirtshaus eilt, wo sein Gewinn hinsiecht, seine Gesundheit verdirbt. Das Ergebnis ist: Armut mitten in einer blühenden Industrie.

Selbst die Erhöhung der Löhne kann dem Pauperismus nur ein Ende machen, wenn dieselbe von einer tiefgehenden sittlichen Reform begleitet ist. Werden die heutigen Löhne mit Verstand und namentlich mit Rechtsschaffenheit verwendet, so genügen sie annähernd, eine Familie zu erhalten, soweit sie nicht durch Krankheit oder Krisen getroffen wird. Es ist eine schreckliche Sache, daß das Brot in der Arbeiterhaushaltung öfters mangelt durch den Fehler des Vaters als durch den Fehler der Industrie. An dem einen Montag verschlingt das Wirtshaus den vierten Teil des Wochenlohnes, vielleicht gar die Hälfte, und die bestbezahlten Arbeiter, die mit ihren Familien in allem Behagen leben könnten, sind vorwiegend der Trunkenheit ergeben. Ordnung und Arbeit sind es noch mehr, wie gute Bezahlung, die das Wohlergehen sichern. So ist das Uebel meistens ein moralisches und die Aufgabe ist, den

Arbeiter durch sich selbst zu retten. Wenn einmal die Werkstatt voll und das Wirtshaus leer ist, wird das Glend besiegt sein; alle anderen Güter kommen dann von selbst.

Die Arbeiter sind, man kann sagen alle, der Neigung zum Familienleben zugänglich. Die Schwierigkeit ist, die Frau und Mutter in das Haus zurückzubringen. Dem widertreibt alles: Gesetz und Industrie, die materiellen Bedürfnisse der Familie und schließlich die Frau selbst. Es giebt niemanden, welcher den Frauen ein natürliches Recht, der Industrie fast die Hälfte ihrer Arme, den Haushaltungen einen täglich nötiger werdenden Zuschuß entziehen möchte oder könnte. Mag die Familie grausam darunter leiden — die Kinder haben Hunger — die Frau geht auf die Arbeit. Beklagen doch selbst zärtliche, aber durch die Not gebrängte Mütter das Verbot, welches ihre noch nicht neunjährigen Kinder von der Fabrikarbeit ausschließt. Aus der Näherei allein ihren Unterhalt zu ziehen, ist der alleinstehenden Frau unmöglich; sie geht in die Fabrik, die ihr mühselose Arbeit und einen verhältnismäßigen Lohn gewährt.

Da wir nicht durch einen Machtspruch die Arbeit der Frauen in der Fabrik verbieten können, welches sind die Mittel, die Familie wieder herzustellen? Zuerst soll dieselbe ein Heim haben, in dem sie leben kann. Wie aber die Dinge liegen, haben wir dem Wirtshaus nur Höhlen entgegenzustellen, allen Winden offen, ohne Feuer, Licht und Bett, ohne Reinlichkeit; möderische Wohnungen, wo die Gesundheit beinahe ein Wunder ist. Es ist nicht so schwer, Arbeiterwohnungen herzustellen. Damit allein ist es allerdings nicht gethan, aber es ist sicher, daß die Familie allein schon durch die Thatfache, daß sie ein gutes Zimmer statt einer Höhle bewohnt, bereichert ist; es genügt dazu, daß es dem Familienvater im Hause gefällt und er weniger in die Kneipe geht, denn dort setzt er nebst dem Drittel des Lohnes auch ein gutes Stück Gesundheit zu. Um die fünfzehn oder zwanzig Franken hereinzubringen, welche an jedem Zahltag der Orgie verfallen, muß die Mutter die Wiege des Neugeborenen verlassen, das Kind von acht Jahren zehn Stunden täglich in der Fabrik schmachten. . . Sparkassen und Hilfskassen, die den Arbeiter gegen seine drei großen Feinde beschützen: Arbeitslosigkeit, Krankheit und Alter werden ihm die schicksalsvolle Unbesorgtheit nehmen, die häufig genug der Verzweiflung entspringt, ihn verurteilt von Tag zu Tag ohne Sicherheit, ohne Würde zu leben. . . Und dann ist es die Unterrichtsfrage. Der unwissende Arbeiter kann aus seiner Lage nicht heraus, er kann in der Werkstatt nicht vorwärts kommen, Vorarbeiter und Werkstattsführer werden. Daher Schulen für Kinder und Erwachsene. . . Alle Reformen fassen sich in dem einen Worte zusammen: Wiederherstellung des Familienlebens. Die Schule des Willens ist der häusliche Herd. Die Produktivkraft und das innere Gedeihen eines Volkes hängt vor allem von seinen Sitten ab.“

Das sind wahrlich Worte, wie sie treffender keinem Industriellen ans Herz gelegt werden können. Das „cherchez la femme“ ist einer der Hauptpunkte der sozialen Frage. Denn wie unendlich in dieser Beziehung noch manche Kreise von den Begriffen der Gerechtigkeit entfernt sind, dafür lieferten die Kartonsfabrikanten in jüngster Zeit ein nur zu drastisches Beispiel: um die Grundlosigkeit eines in der betreffenden Branche ausgebrochenen Streikes darzutun, veröffentlichten sie eine Lohnstatistik, aus der unter anderem hervorging, daß — eine Arbeiterin pro Woche **sechs Mark**, schreibe sechs Mark, verdient. Daß ein solches Vorgehen geradezu El ins Feuer gießen heißt, dürfte selbst dem blödesten Auge klar werden. Wie ein Mädchen von achtzig Pfennigen sich kleiden, nähren, unterhalten und Wohnung beschaffen soll, — das war allerdings in jener Statistik nicht mit aufgeführt.

Diesen Konsequenzen entsprechend gestalten sich auch die Lehren, welche die Arbeiter selbst aus der „Fier“ dürften ziehen können.

In erster Linie steht hier die Thatfache, daß kein mit Vernunft begabter Arbeiter sich länger dem verschließen kann, daß unbilligen Forderungen gegenüber seitens der Arbeitgeber fünf-

* Sächs. Arbeiterzeitung vom 27. April 1890.

** Jules Simon: *L'ouvrière* und *L'ouvrier de huit ans*. Beide Werke sind in den sechziger Jahren zuerst erschienen und seitdem oft aufgelegt. — Sie verdienen gerade in der Jetztzeit ein besonderes Interesse.

tig einmütige Geschlossenheit gegenüber stehen dürfte. Ein außerordentlich wirksames Beispiel haben hier die großen Berliner Brauereien geliefert, welche den Versuch einer geradezu brutalen Vergewaltigung seitens der Brauergesellen mit bestem Erfolge durch ihre Einigkeit abgewiesen haben. Damit soll aber nicht zugleich gesagt sein, daß als nicht bewilligbare Forderung der Achtstundentag zu betrachten wäre, — wohl aber seine gesetzliche Fixierung und sofortige Einführung. Erfreulicherweise haben auch beiden Postulaten gegenüber nicht nur die kirchlichen Gewerkevereine, sondern auch mannigfache andere Arbeiterverbindungen gegenüber schon selbst Stellung genommen. Denn daß eine gesetzliche Bestimmung dieser Art ein logisches Umding ist, und das sofortige Herabsetzen der Arbeitszeit um zehn bis zwanzig Prozent wirtschaftlich ein Unglück sein müßte, sowohl für Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, für Produktion und Konsum, für Handel und Wandel, für Export und Lebensfähigkeit der Industrie, ist selbst zahlreichen Arbeitern bereits so einleuchtend, daß es weiterer Darlegung nicht bedarf. Hier kann vielmehr nur ein allmähliches und schrittweises Vorgehen erfolgen, jedes Überhastete wäre vom Ubel, wie denn auch ein übereiltes Vorgehen in so heißen Dingen, wie wirtschaftliche und soziale es sind, stets eine sehr große Gefahr und vor allem die des Rückschlages in sich birgt. Weiter werden aber auch die „Führer“ aus dem Mißglücken der Bewegung ersehen können, daß es noch außerordentliche Mengen nicht „verführter“ Arbeiter giebt und daß noch lange nicht jede sozialdemokratische Stimme in der Wahlurne auch einen Mann auf einer eventuellen Barrikade bedeutet. Und die Hauptlehre endlich ist die, daß man seitens der „herrschenden“ Klasse es wohl zu würdigen weiß, wenn der Arbeiterstand in dem Rahmen von Gesetz und Ordnung seine Ideale verfolgt: das allgemeine Lob, welches den Feiern von der gesamten Presse nach dieser Richtung hin gesendet wurde, ist hoffentlich ein nicht zu unterschätzender Sporn, daß es auch so bleibe.

Das Generalfacit aber ist das, ob es nicht angezeigt ist, auch noch auf andere Weise als durch Versicherungsgeesegebungen und ähnliches der sozialen Frage und ihrer praktischen Lösung näher zu treten. — Daß die Ansicht des Fürsten Bismarck, die er noch zu Mitte der siebziger Jahre vertrat, „die Lösung der sozialen Frage bestehe in einer Unfall- und Invaliditätsversicherung,“ ein großer, wenn nicht sein größter Irrtum gewesen ist, der ihn sogar mit zu Fall gebracht hat, dürfte nach dem 4. Februar und 1. Mai wohl niemandem mehr zweifelhaft sein. — Worauf der Arbeiter hinaus will, ist etwas ganz anderes als diese färgliche Abfindung. — Vor noch nicht Jahresfrist schrieb der Verfasser dieses in seiner Schrift über den Bergwerksstreit, daß das große Problem der Gewinnbeteiligung, d. h. der Selbständigmachung der jetzt von den Werksbeitrern abhängigen Arbeiter von neuem auf die Tagesordnung gebracht sei, — und daß es sich nicht bloß um die Lohnfrage handle. — Und die Ergebnisse haben ihm nur zu sehr Recht gegeben: nach gar nicht langer Zeit tauchte der Plan einer aus Arbeitern bestehenden Nuttmachergenossenschaft auf, der auch bereits thatsächlich zur Ausführung gelangt ist, daran schloß sich die Forderung der Bergarbeiter selbst nach Vergenossenschaftung der Betriebe, im englischen Unterhause widmete man sogar der Frage eine lange und aussichtsvolle Debatte, und zwei der bedeutendsten Bücher, die je geschrieben worden sind, widmeten sich der gleichen Frage mit dem gleichen Ergebnisse.** Desgleichen sei hier erinnert an die nach dem Vorgange eines Stamm, George u. s. w. wie Pilze aus der Erde schießenden Vereine für Bodenbesitzreform, welche eine Kommunalisierung oder Verstaatlichung des Grund und Bodens erstreben, um der geradezu wucherischen Ausbeutung der Menschheit durch die Grundrente entgegenzutreten. Und in der That wäre es im

höchsten Grade empfehlenswert, einmal praktisch an die Lösung dieser Frage zu gehen. — Daß sie durchführbar ist im kleineren Rahmen, — haben schon zahlreiche Erfolge bewiesen* und es ist sehr beklagenswert, daß über die auf indirekte Veranlassung des Fürsten Bismarck aus Anlaß des Reichthheimischen Streikes in Schlesien mit Textil- und in Berlin mit Stuhlmachergenossenschaften gemachten Versuche nichts weiteres verlautbart ist. — Selbst damalige Mißerfolge dürften nicht jetzt zu unternehmenden Beginnen gleicher Art präjudizierlich sein, da heute einmal überhaupt gänzlich andere Produktions-Verhältnisse obwalten, zweitens die Intelligenz der Arbeiter eine ungleich tiefere geworden ist, drittens seitdem zahlreiche Erfahrungen im Genossenschaftswesen selbst vorliegen und viertens wir ein neues, gerade für solche Produktiv-Assoziationen außerordentlich geeignetes Genossenschaftsgesetz haben. — Denn zweifellos würden solche, mit Ernst und Nachdruck unternommenen Versuche, unter allen Umständen Gutes wirken: entweder sie würden im Falle des Mißlingens für Hunderttausende von Arbeitern ein heiliges Mittel gegen die sozialdemokratische Krankheit sein, und ihnen vor Augen führen, daß „der Arbeitgeber“ thatsächlich ihr Erhalter ist, — oder aber, und es ist das der wahrscheinlichere Fall, — bei Gelingen wäre der sozialdemokratischen und staatssozialistischen Gefahr die Spitze abgebrochen und der Individualismus und der liberale Gedanke in seiner schönsten und reinsten Form zur Verwirklichung gebracht und für alle Zeiten zum Siege geführt. — Denn „die Genossenschaft,“ d. h. die Verbindung freier selbständiger, ihrer Selbstverantwortlichkeit vollbewußter Männer ist das höchste Produkt, was der wahrhaft freiheitliche Gedanke bis jetzt geboren, — und trägt nicht alles, so wird er das Bollwerk sein, an welchem das Andringen absolutistischer Gefahren von oben wie von unten scheitert, und zwar scheitert zum Ruhme der Freiheit und zur Hoffnung einer höheren Menschewürde.

Das neue italienische Strafgesetzbuch und die Todesstrafe.

von

Egon Malherbe.

Das bedeutendste Ereignis jüngster Zeit auf dem Gebiete des Strafrechts ist die am 1. Januar d. J. erfolgte Einführung des italienischen Strafgesetzbuchs vom 30. Juni 1889.

Zum erstenmal wird hier im positiven Rechte eines Großstaats der Versuch gemacht, die scholastische Befangenheit der Begriffsjurisprudenz zu überwinden, zum erstenmal die Strafrechtspflege mit der Möglichkeit ausgestattet, dem Verbrecher und dem Verbrechen mit Mitteln zu begegnen, wie sie die Wissenschaft vom Leben, die Biologie und Soziologie unserer Zeit so reich zur Verfügung gestellt hat.

Die alte, weltgepriesene italienische Kriminalistik ist hier zu neuer Bewährung ihres Rufes gediehen, und auch der Einfluß des jüngsten Entwicklungszweigs, der kriminal-anthropologischen Schule unter Führung der Lombroso, Ferri und Garofalo ist unverkennbar. Wie der neue Koder aber einerseits noch nicht bis zur Vorgesrittenheit dieser Pioniere gelangt ist (hat er doch der präjudizierlichen Ausdrücke, wie Schuld und Strafe noch nicht entraten zu können geglaubt), so konnte er sich andererseits auch freihalten von deren Einseitigkeit, „in der somatischen und psychischen Eigenart des Verbrechers die notwendige Ursache des Verbrechenens“ zu erblicken, das soziale Moment in der Verurteilung aber in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit zu verkennen. Widersprüche die Zeitfolge nicht, so wäre anzunehmen, daß die vor Jahresfrist zusammengetretenen, gerade die sozialen Einflüsse stark betonende „Internationale kriminalistische Vereinigung“ dem neuen Ge-

* vfr. Bojlinger, Aktienrück zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck, I, p. 258.

** Gerstka, Freiland, (Leipzig bei Duncker & Humblot) u. Bellamy, „Looting Backward.“ Deutsch von Schindler.

* Vergleiche u. a. die Mitteilungen von Dr. Weigert in Band VI der Schriften des Vereins für Sozialpolitik (1874).

jeze Pate gestanden habe: zumal die den Besserungszweck so ausdrucksvoll zur Erkenntnis bringende Vielgestaltigkeit der Freiheitsstrafe erscheint von demselben Geiste gesetzt, der jene Männer sich vereinigen ließ.

Darf nun die Einwirkung der anthropologischen Schule nicht zu hoch geschätzt werden, so zeigt das Gesetzbuch einen Fortschritt auf, an dem diese Propaganda nicht allein keinen Anteil hat, sondern der sogar nur unter dem lebhaften Widerspruch ihrer Wortführer erreicht werden konnte: die Abschaffung der Todesstrafe. Was diesen Protest veranlaßt hat, mag hier um so mehr inwärtet bleiben, als Anzeichen vorhanden sind, daß jüngere Glieder der Schule die Pfade der Meister in dieser Richtung zu verlassen gesonnen sind.

Erstmal unternimmt hier ein Großstaat das Wagnis des Versuches, ohne die Kapitalstrafe auszukommen. Kleinere Gemeinwesen haben sie schon seit einer Reihe von Jahren für entbehrlich gehalten und gesehlich abgeschafft: Rumänien (!) seit 1865, Portugal seit 1867, die Niederlande seit 1870; hier versuchte im Jahre 1880 ein Antrag der orthodoxen Partei bei Gelegenheit der Beratung eines neuen Strafgesetzbuchs die Wiedereinführung zu erreichen; eine glänzende Rede des Justizministers Modderman bewirkte aber in der Kammer die energische Zurückweisung des Versuches. In der Schweiz hatte ein Bundesgesetz von 1874 die Todesstrafe zu Fall gebracht: den Gegnern der Abolition gelang es aber mit Hilfe des Referendums 1879 die Aufhebung jenes Bundesgesetzes zu bewerkstelligen, und seitdem steht die Einführung der Todesstrafe jedem Kantone frei; acht derselben mit etwa zwanzig Prozent der Bevölkerung haben von der Befugnis Gebrauch gemacht, und es ist vielleicht nur Zufall, daß dieses die fleritalen sind.

Wechselvoll gestaltete sich die Gesetzgebung über die Todesstrafe in Deutschland. Dem Dekrete der Abschaffung in der Nationalversammlung der Paulskirche 1848 folgten zunächst sechzehn Bundesstaaten, von denen die meisten jedoch in den fünfziger Jahren wieder zur Einführung gelangten. Bei Beratung des jetzigen deutschen Strafgesetzbuchs im Jahre 1871 bestand die Todesstrafe nicht mehr in Oldenburg, Anhalt, Bremen und Sachsen. Dieser Staat hatte sich ihrer noch im Jahre 1867 entledigt. Der Norddeutsche Reichstag schloß sich der auf Abolition gerichteten Bewegung an und verwarf bei der ersten Abstimmung über das neue Gesetzbuch die Kapitalstrafe mit hundertachtzehn gegen einundachtzig Stimmen. Da der Kanzler aber das Zustandekommen des Gesetzes überhaupt von der Aufnahme der Todesstrafe abhängig machte, ließ sich hierfür in letzter Lesung eine Mehrheit von acht Stimmen finden. Für die deutschen Abolitionsstaaten bedeutete dieser Beschluß die Wiedereinführung; ein in Bezug auf diese Bundesgebiete eingebrachter Antrag, es bei dem bisherigen rechtlichen Status zu belassen, wurde ohne Abstimmung zurückgezogen.

Seitdem wird bei uns die Frage der Todesstrafe nur noch in akademischen Hörjalen gestellt und beantwortet.

Die neuzeitliche Bewegung gegen diese Strafart überhaupt wird von dem Italiener Beccaria datiert: ob mit Recht, kann dahingestellt bleiben; auch ist von all den in seinem vielberufenen 1764 erschienenen Buche „Über Verbrechen und Strafen“ aufgeführten Gründen gegen die Todesstrafe wohl kaum ein einziger heutzutage noch verwertbar; unleugbar aber ist, daß seit dem Erscheinen jener Schrift die Bewegung in Fluß geriet. Zanardelli, der den jetzt zum Gesetze erhobenen Entwurf den italienischen Kammern vorgelegt hat, giebt in einem diesem beigefügten Berichte eine Geschichte der Todesstrafe von Beccaria ab, die namentlich in statistischer Hinsicht manches Neue und Interessante bringt. Aus Deutschland wird berichtet, daß von den in Preußen in den Jahren 1870—1880 gefällten fünf-hundertachtundfünfzig Todesurteilen nur das gegen Hödel vollstreckt worden ist. Seitdem haben wir zwar andere Verhältnisziffern zu verzeichnen; es verlautet aber nichts darüber, daß die Zeiten und die Menschen deshalb bessere geworden sind.

Auch in den übrigen Staaten, die des Beiles und des

Pflodes für das Wohlergehen ihrer Unterthanen noch nicht entraten zu können glauben, zeigt sich einmal eine immer stärkere Beschränkung des Anwendungsgebiets unserer Strafart und so-dann die wachsende Neigung, erkannte Todesurteile nicht zur Vollstreckung zu bringen. Am rückständigsten erscheint hier, wie auch auf vielen anderen Teilen des Rechtsgebiets, Großbritannien.

Der jetzt Gesetz gewordene italienische Entwurf hat eine beinahe dreißigjährige Geschichte aufzuweisen, und da kann es denn nicht wunder nehmen, wenn die Frage der Todesstrafe oft zu lebhafter Erörterung gezogen worden ist. Daß den Abolitionisten aber endlich der Sieg verblich, verdanken sie nicht zum geringsten Teile der begeisterten Führung des Justizministers Zanardelli und der für unsere Auffassungsweise unerhörten Art der parlamentarischen Behandlung des Entwurfs. Zanardelli konnte es wagen, den Kammern den Vorschlag zu machen, das Gesetz im ganzen anzunehmen und der Regierung die Erlaubnis zuzugestehen, die Einführungsbestimmungen und etwa dadurch im Gesetze notwendig werdende Änderungen selbständig zu treffen, nachdem eine nur mit beratender Stimme ausgestattete Kommission den Entwurf einer nicht allzu eingehenden Prüfung unterworfen hatte; er konnte ein solches Ansuchen wagen, da er sich als parlamentarischer Minister des vollen Vertrauens der Volksvertretung erfreute.

Die begehrten Befugnisse wurden der Regierung erteilt, und nach kürzester Beratung und nachdem die Todesstrafe in der Kammer Sitzung vom 8. Juni 1888 noch eigens verworfen worden war, gelangte der Entwurf in beiden Häusern zur Annahme. Daß die Majorität des Senats eine weit geringere, als die der Deputiertenkammer war, wundert den nicht, der die Geschichte des Verhaltens von Ersten Kammern den einen Kulturfortschritt zum Ausdruck bringenden Gesetzen gegenüber kennt.

Hat nun zwar die Beseitigung der Todesstrafe einen erheblichen Widerstand nicht erfahren, so finden sich doch, wie allerorts, auch in Italien nicht wenige jener ängstlichen Gemüter, die da vermeinen, einem jeglichen Menschen wohne die Neigung zum Morde oder verwandten Handlungen inne, und nur ein scharfes Strafgesetz sei diesem bösen Drange wirksam zu begegnen geeignet. Wenn man auch in Italien die Talion, wie andernwärts, als Gegendruck nicht mehr fordert, so haben die dortigen Gesetzgeber jenem Pessimismus doch vorerst gerecht werden zu müssen geglaubt und an Stelle der Todesstrafe eine Art der Freiheitsstrafe gesetzt von so grauenhafter Gestaltung, daß man sie sich bei dem sonstigen Charakter des Kodex nur als Übergangsstufe, zur Verhütung der Ängstlichen ausgesprochen, erklären kann: die Strafe des „Ergastalo.“ Sie ist immer eine lebenslängliche, verbunden mit Arbeitszwang, und wird an besonderen Orten in der Einzelzelle verbüßt; nach siebenjähriger guter Führung kann der Sträfling zu gemeinsamer Arbeit, aber nur unter Schweißgebot verstattet werden. Der zu dieser Strafe Verurteilte verliert die civilrechtliche Handlungsfähigkeit, sogar die Testierfähigkeit, die väterliche und die ehämännische Gewalt. Das Leben soll eine Strafe, der Tod eine Erlösung sein.

Mit Recht hat man die Ergastalo-Strafe den bürgerlichen Tod genannt und dabei auch die Frage aufgeworfen, ob ihr gegenüber „das befreiende Schwert nicht milder und menschlicher“ sei. Aber die so fragen, verkennen den grundsätzlichen Unterschied beider Strafarten. Als zur Zeit allein noch erhebliches Argument zu Gunsten der Todesstrafe wird behauptet, daß durch sie eine abschreckende und sichernde Wirkung erzielt werde, welche die anderen Strafarten vermüssen ließen. Auf diese Behauptung zumal hat auch Bismarck im Norddeutschen Reichstag seine berühmte Rede gegen die Abschaffung gestützt.

Der sonstige strafzweckwidrige Charakter der Todesstrafe wird dabei durchaus nicht verkannt, sie aber wegen der ihr angeblich allein innewohnenden Wirkungskraft für unentbehrlich gehalten. Diese Ansicht kann nun offenbar nur durch die Ergebnisse der Praxis widerlegt werden und deshalb kommt es für die Abolitionisten zunächst nicht darauf an, daß das italie-

nische Strafgesetzbuch einen Ersatz für die Todesstrafe gefunden hat, der den Verurtheilten vielleicht härter trifft, als wenn er gleich aus der Welt geschafft würde, sondern darauf, daß ein Großstaat den Versuch macht, ohne Tötung im Strafwege auszukommen, die Entbehrlichkeit der Todesstrafe durch die Praxis nachzuweisen, sei es vorerst auch nur nach Einrichtung des Ergastalo. Der Versuch wird gelingen, dessen sind wir voller Zuversicht. Italien hat seit 1877 keine Hinrichtung mehr gesehen und die seitdem gemachten Erfahrungen ließen es nicht bedenklich erscheinen, den thatsächlichen Zustand zum rechtlichen zu erheben. Erweist sich dieser aber als haltbar, so werden auch die übrigen Nationen Stellung zu nehmen haben, und die jetzt in Fluß geratende Reform wird zunächst mit dem rückständigsten Teile des Strafsystems, der Todesstrafe, aufzuräumen müssen. Für Deutschland zeigt jeder Tag die Haltlosigkeit der Behauptung von der abschreckenden und sühnenden Wirkung der Todesstrafe nach einer anderen Seite: seit 1880 hat bei uns der Henker wieder volle Arbeit; aber wenn auf der ersten Seite eines Blattes über seine Thätigkeit berichtet wird, so kann man sicher sein, auf der zweiten von einem neuen Morde zu lesen. Freilich nirgends als in Deutschland ist die Staatsleitung so rasch zur Hand, einem sich zeigenden sozialen Gebreche mit einem Strafparagrafen zu begegnen, und es wird daher auch wohl noch lange währen, bis hier die maßgebenden Faktoren zu der Überzeugung gelangen, daß Zu- und Abnahme der Verbrechen und zumal der Kapitalverbrechen von etwas ganz anderem abhängig ist, als von dem jeweiligen Inhalt des Strafgesetzbuchs. Unser Trost ist, daß es zu dämmern beginnt.

Vier Briefe.

Ein Lebensbild.

Von

Theodor von Sośnosky.

I.

Wohlgeboren

Fräulein Emma Schild

in

Wien,
VII. Lindengasse 50, II.

Wien, den 24. Mai 1881.

Verehrtes Fräulein!

Verzeihen Sie, daß ich es trotz Ihrer energischen Abweisung meiner Person und meines Briefes nochmals wage, Sie zu belästigen. So ungern ich mich auch der Post bediene, da sie Ihnen möglicherweise Unannehmlichkeiten bereitet; ich kann nicht anders! Gäbe ich diese Zeilen einem Dienstmann, so würden Sie ihn abermals abweisen. Es bleibt mir also kein anderer Weg, mich Ihnen zu nahen, als dieser. Und ich muß mich Ihnen nahen! Sie ziehen mich unwiderstehlich, mit magnetischer Kraft an. Ich muß Sie sehen, sprechen, Ihre Verzeihung erlangen für meine Kühnheit. An dieser tragen Sie übrigens nur selbst Schuld, mein Fräulein: warum sind Sie so schön, so bezaubernd? Schon darum müssen Sie mit mir nachsichtig sein! Aber wenn Sie mich noch hundertmal zurückweisen, ich würde immer wiederkommen, bis ich aus Ihrem schönen Munde die beseligenden Worte der Verzeihung höre. Und ist es denn ein Verbrechen, daß ich, vom Zauber Ihres Wesens gefesselt, Ihnen zu nahen gesucht habe? Aber selbst wenn es eins wäre, hat nicht auch der Verbrecher das Recht, sich zu verteidigen oder doch seine Reue zu zeigen? Warum also nicht auch ich? Milde ist eine weibliche Tugend, üben Sie dieselbe, mein Fräulein, und zeigen Sie mir, daß Sie mir

vergeben dadurch, daß Sie mir gestatten, Sie morgen abend nach Hause zu begleiten. Ich werde mir erlauben, um sieben Uhr unauffällig in der Nähe jenes Hauses in der Mariahilfer Straße zu warten, aus dem Sie getreten, als ich das erste Mal so glücklich war, Sie zu sehen. Hoffentlich verlassen Sie es morgen zur selben Zeit! Ich konnte leider absolut nichts Bestimmtes darüber erfahren, wann Sie von Ihrem Hause fortzugehen und wann Sie dahin zurückzukommen pflegen. So habe ich denn nur diesen Anhaltspunkt. Sollte ich wirklich das Malheur haben, Sie morgen nicht zu treffen, so wird's mir doch gewiß an dem Wochentage gelingen, an dem ich Sie damals gesehen, kurz: gelingen wird's mir bestimmt; denn ich werde alles daransetzen, meinen Wunsch zu erreichen. Das einfachste wäre freilich, Sie teilten mir selbst mit, wann und wo ich Sie sprechen könnte; aber das wage ich kaum zu hoffen. Für jeden Fall gebe ich Ihnen, mein Fräulein, meine Adresse an und sehe morgen auf der Post nach, falls Sie es vorzögen, poste restante zu schreiben.

Ich hoffe, daß diese Zeilen das Glück haben, von Ihren schönen Augen gelesen zu werden, denn es wäre mir sehr unangenehm, wenn man mich über Ihren Namen falsch unterrichtet hätte, und der Brief in andere Hände käme.

In der bestimmten Hoffnung, Sie morgen abend von der Aufrichtigkeit meiner Reue überzeugen zu dürfen, bleibe ich mit glühender Verehrung

Ihr ganz ergebener

Fritz Baron Überbach
I. t. Lieutenant.

III. Heumarktstraße.

II.

Wohlgeboren

Fräulein Emma Schild

in

Wien,
VII. Lindengasse 50, II.

Wien, den 28. Juni 1881.

Meine einzige herzige Emmy!

Da sitze ich in meinem kahlen Zimmer und glühe noch in Nachgedanken Deiner Küsse. Emmy, Emmy, Du hast keine Idee, wie ich Dich liebe, sonst könntest Du nicht so abweisend bleiben, so hartnäckig meiner Leidenschaft widerstehen. Nein, Du liebst mich nicht! Ich glaube Deinen Beteuerungen nicht, denn dann würdest Du mich nicht so quälen! Oder glaubst Du, daß es keine Qual ist, an Deiner Seite zu sein, Dich im Arme zu halten, Deine heißen Küsse zu fühlen, Deine runden Arme an den meinen, Deinen wogenden Busen an meiner Brust! Und dabei soll ich ruhig bleiben! Ich wäre kein Mann, wenn ich es bliebe. Du verstehst es nicht, was lieben heißt, wenn Du von der Maßlosigkeit meiner Forderungen, von garstigen Sünden sprichst. Du kennst sie eben nicht, die Freuden der Liebe, also rede nicht! Meine Wünsche sind berechtigt, denn ich bin jung und liebe Dich. Es ist keine garstige Sünde, die ich von Dir verlange, sondern das süße, beseligende Glück der Liebe. O, gewähre es mir! Du liebst mich nicht, wenn Du mich nicht erhörst. Oder willst Du, daß ich die Glut, die mich verzehret, im Schlamme der Strafe kühle statt im Schnee Deines Leibes? Verzeih, wenn ich zu kühn spreche, aber ich kann mich nicht mehr bezähmen hier in der nüchternen Einsamkeit meines Junggesellenzimmers, angeblickt des freudlosen Lagers überkommt mich ein rasendes Verlangen nach Dir, nach Deinen Küssen, nach Deinem Leibe, Deiner Liebe. Wohnst Du allein und nicht bei Deiner Tante, die ich jetzt am liebsten zu allen Teufeln wünsche, — verzeih! — ich käme zu Dir, um Dich in meine Arme zu pressen und mir das Glück zu erzwingen, das Du mir so grausam vorenthältst. Die armselige Stunde, die wir täglich zusammen sind, genügt mir nicht

mehr, und schenkt Du mir ab und zu längere Zeit, so werde ich dessen erst recht inne, wie beseligend es sein müßte, wenn es schon für immer nicht möglich ist, so doch einen Tag wenigstens an Deiner Seite zuzubringen. Von unseren Beaterspaziergängen komme ich immer ganz toll vor Leidenschaft nach Hause, und heute ist's ärger denn je. Morgen ist Feiertag. Du hast also keine Stunden, und wenn auch, mach Dich frei! Wir machen morgen endlich den Auszug, den wir schon so lange vorhaben. Du hast ihn mir versprochen, mich bisher aber immer von einem Sonntag auf den anderen vertröstet. Ich kann und will nicht mehr länger warten. Du hast keinen Grund, mir diesen berechtigten, heißen Wunsch zu verjagen, also erfülle ihn, ich flehe Dich an! Deiner Tante sagst Du, wie wir's verabredet, Du seiest von einer der Familien, bei denen Du Stunden giebst, zu einer Landpartie geladen worden. Also morgen um elf Uhr erwarte ich Dich beim Erzherzog Carl-Momumente!

Ich gebe diesen Brief doch lieber nicht poste restante auf. Der Teufel könnte es wollen, daß Du gerade morgen nicht oder zu spät auf der Post nachsiehst. Ich schicke ihn Dir also ins Haus. Sage Deiner Tante halt, es sei eine Einladung. Damit es ja wahrscheinlich aussieht, schreibe ich schnell ein paar Zeilen, in denen Du eingeladen wirst. Die Unterschrift mach Du dazu! Also Du kommst!!! Ich schicke den Burschen gleich weg, damit der Brief noch heute ausgehoben wird (ich glaube, zehn Uhr ist der letzte Termin!). Und jetzt: Gute Nacht, Du mein einziges, herziges Kind. Es küßt Dich tausendmal Dein Dich heiß liebender

Fritz,

der den morgigen Tag kaum erwarten kann.

P. S. Auch bei Regen komme! Die Familie hat Dich halt für jeden Fall geladen.

III.

Wohlgeboren

Fräulein Emma Schild

in

Wien,

VII. poste restante.

Wien, den 15. Dezember 1881.

Mein liebes Kind!

Unser Verkehr ist in der letzten Zeit so unerquicklich geworden, daß die Fortsetzung desselben im Interesse von uns beiden nicht ratsam ist. Die Heirat, von der Du immer und im letzten Briefe besonders dringend sprichst, ist einfach unmöglich; ich habe es Dir schon oft genug auseinandergesetzt. Nicht ich sträube mich dagegen, die Verhältnisse gestatten es nicht. Ich müßte in die Reserve übertreten oder quittieren, denn ich kann die Kaution nicht erlegen. Von was aber sollten wir dann leben? Mein Erbteil beträgt nicht ein Drittel von jener, die Zinsen genügen also kaum, um einen Menschen notdürftig zu ernähren, geschweige denn eine Familie. Ueberdies würde mir's der Papa gewiß nicht auszahlen, vielleicht nicht einmal im Testament vermachen, denn er würde mir, wie ich ihn kenne, diesen Schritt nie verzeihen. Und nicht mit Unrecht! Eine Heirat wäre in diesem Falle ein Verbrechen, nicht etwa nur an mir und meiner Zukunft, auch an Dir und den Kindern, die ihr entsprossen. Wie stellst Du Dir so ein Leben ohne Geld vor? Die Phrase, daß für ein liebendes Paar auch in der kleinsten Hütte Raum sei, ist zwar ganz schön, aber nur im wörtlichen Sinne wahr; für uns beide wäre wohl Raum, und auch für die Sorge, nicht aber für die Kinder. Und die Liebe würde bald dem Hunger erliegen, zumal die unsere, die ohnehin schon so schadhast geworden ist, wie das Dein letzter Brief wieder zur Genüge bewiesen hat.

Nimm also Vernunft an, mein liebes Kind; ich bleibe Dir gut und werde für Dich thun, was in meinen Kräften steht.

Du thust mir in Deinem letzten Briefe sehr unrecht! Du wirfst mir vor, ich vernachlässigte Dich; bedenke, daß ich einen Beruf habe und nicht bloß Liebhaber, sondern auch Offizier bin. Du nennst mich einen Lügner und Betrüger! Warum? Habe ich Dir je vorgepiegelt, ich hätte Geld? Au contraire! Ich gestand Dir außer meiner Gage nur eine kleine Zulage zu haben; und wenn ich dessen Erwähnung that, weil ich Dich aus diesem Grunde nicht so beschenken konnte, wie ich wollte, so bist Du mir stets ins Wort gefallen und wolltest vom Gelde nichts hören. Habe ich Dir aber im Taumel der Liebe mehr versprochen, als ich halten kann, so schreibe das der Unzurechnungsfähigkeit meines damaligen Zustandes zu. Du hast mir ja auch versichert, nie könntest Du mir zürnen, und seit länger als einem Monat überhäuffst Du mich mit Vorwürfen und Drohungen; auch an Verbalinjurien läßt Du es nicht fehlen, namentlich im letzten Briefe. In diesen nennst Du mich unter anderem auch einen „perfiden Verführer.“ Ein bequemes Wort, hinter dem sich die Frauen mit Vorliebe verschaukeln, das ihrem Charakter aber faktisch nur ein Armutszugnis ausstellt. Wenn die Frauen wirklich so willensstark und dem Manne geistig ebenbürtig sind, wie sie zu sein behaupten, so kann von einer Verführung ja gar nicht die Rede sein, zumal Ihr uns ja nur ironisch oder doch nur mit Bezug auf unsere Körperkraft als „starkes Geschlecht“ bezeichnet und Euch über unsere Schwäche Euch gegenüber lustig macht. Wenn wir so schwach sind, wie Ihr sagt, nun dann sind wir die Verführten. Aber mit echt weiblicher Logik dreht Ihr die Sache um, sobald sie Euch nicht mehr paßt. Das alles gilt auch von unserem Verhältnisse. Ich bin durchaus kein perfider Verführer, ich habe nur gethan, was jeder andere Mann an meiner Stelle gethan hätte, was millionenmal vor mir geschehen ist und nach mir geschehen wird. Ich habe mir nicht mit „schöner Hinterlist,“ wie Du schreibst, Deine Unerfahrenheit zu nütze gemacht, sondern nur gemeint, ein Mädchen könne mit zwanzig Jahren und in Deiner Stellung schon die Bedeutung eines Verhältnisses ermessen. Du drohst Dich zu töten, wenn ich Dich verlasse, und nennst mich schon im voraus Deinen Mörder. Bedenke, was Du sprichst! Lasse doch derlei Theaterphrasen! Ich sehe absolut keinen Grund ein, warum Du verzweifeln solltest. Du gehst Deinen Berufe nach wie bisher, behagt er Dir nicht mehr, so versuch's mit der Bühne, wie Du es ja schon vorgehabt; Du hast eine gute Stimme, ein gutes Gehör, und, wie Du glaubst, auch dramatisches Talent. Du scheinst hierin recht zu haben; wenigstens verstehst Du Dich prächtig auf das Scenemachen. Ubrigens wird Dir in jedem Falle Dein schönes Exterieur beim Theater viel nützen. — Warum solltest Du nie mehr glücklich werden, wie Du schreibst? Das, was Dir jetzt unerträglich erscheint, ist der Schmerz der ersten Liebe, der keinem Menschen erspart bleibt.

Sollte das traurige Ereignis, das Du andeutest, wirklich eintreten, was Gott verhüten möge, so bin ich natürlich bereit, alles zu thun, um Deine Lage zu erleichtern und den Unterhalt des Unglücksgeschöpfes zu bestreiten. Doch hoffen wir, daß Deine Befürchtung sich als überflüssig erweist.

Dieser lange Brief soll Dich endgültig über den Standpunkt unterrichten, den ich in dieser leidigen Affaire einnehme, einnehmen muß, und Dir damit den Deinen anweisen. Versuch's nur, die Sache ohne Leidenschaft zu überdenken, und Du mußt mir recht geben.

Ich werde demnächst transferiert werden und das Fernsein wird seine wohlthätige Wirkung zweifellos bei Dir geltend machen. Denke ohne Groll an mich, mein liebes Kind; ich bin und bleibe Dein Freund

Fritz.

IV.

Hochwohlgeboren

Herrn Carl Dobrensky von Dobra
l. t. Rittmeister

in

Prag,
Altstadt, Königshofergasse 84.

Wien, den 2. November 1888.

Lieber Freund!

Nichtig! Denk Dir! Neulich geh ich mit meiner Frau und mit meinem Schwiegervater am Ring spazieren; da seh ich am Arm eines älteren Herrn eine Dame herankommen, die mir sehr bekannt vorkommt. Es war Emma! Weißt, die schöne Emma aus meiner Infanteriezeit her. Du erinnerst Dich doch noch auf ihre Photographie? Sie sieht noch immer famos aus, fast besser, verführerischer als damals, nur ein ganz kleines bißchen passé, um die Augen herum sieht man's, auch rouge scheint sie nötig zu haben! Aber wie gesagt, noch immer sehr frisch. Ob sie mich erkannt hat, weiß ich nicht; sie that wenigstens nichts dergleichen, was mir sehr lieb war. Mein Schwiegervater machte mich auf sie aufmerksam und sagte, sie sei die Maitresse ihres Begleiters, eine kleine Schauspielerin a. D., die es vorzieht, statt von der Gage, von der Liebe zu leben. Er fragte mich auch, wie sie mir gefiele. „So so,“ sagte ich und that ganz gleichgültig. Wenn er wüßte! wenn sie (meine Frau) wüßte! — Na, vielleicht treff ich die Emma im Fasching einmal irgendwo, und wir setzen dort fort, wo wir vor sieben Jahren aufgehört haben. Vederemo! — Nochmals alles Schöne zum Namens- tag und Handfuß an Deine verehrte Mama.

Dein alter Freund

Fritz.

Über die Bedeutung des Kochsalzes

im Organismus und in der Nahrung der Menschen und der Tiere.

Nach einem im naturwissenschaftlichen Verein zu Zena gehaltenen Vortrage.

Von

S. Taubes-Bärladu.

(Schluß.)

„In sale salus.“

Die Entziehung des Salzgenusses ist eine der größten und quälendsten Entbehrungen, die der Mensch selbst nur vorübergehend erdulden kann, und wird dies nie ohne Nachteil für seine Gesundheit geschehen können.

Die Entziehung von Salz aus Rücksichten der Ökonomie, welche russische Edelleute an ihren Leibeigenen übten, soll nach Barbier zu einem Zustande von Hydrämie und Storbud geführt haben. Wenn einzelne Volksstämme, z. B. die Flossalander (Prescott), kein Salz zu ihrer Nahrung benutzt haben wollen, wenn das Urvolk des indogermanischen Stammes, die Arier, ebenfalls kein Salz besaßen (Zick), so ist die Einführung auf einem anderen Wege, bei Küstenbewohnern z. B. durch die salzhaltige Atmosphäre, anzunehmen. Direkte Versuche von Berzon beweisen, daß schon wenige Tage nach Entziehung der Kochsalzzufuhr Wölle des Magens, Eingenommenheit des Kopfes und allgemeine Mattigkeit sich einstellen.

In kleinen Dosen genossen, steigert Kochsalz die Speichelsekretion, sowie die Absonderung der Laabdrüsen (Grutner), und indem es zugleich die Thätigkeit der verdauenden Fermente verstärkt, vermag es die Digestion ebenso der eiweißartigen, wie

der amyloiden Nahrungssubstanzen zu beschleunigen. Durch den von ihm ausgehenden Reiz auf die Verdauungsschleimhaut erhöht daselbe auch zugleich die motorische Thätigkeit des Magens, fördert die Resorption des sauren Mageninhalt, sowie seinen Ubertritt in den Darm, und trägt auch hier in gleicher Weise zur beschleunigten Digestion der noch ungelöst gebliebenen Nahrungssubstanzen durch die verdauenden Fermente des pankreatischen Saftes, außerdem zur Förderung des Uberganges medizinisch angewandten phosphorsauren Calciums (Schetelig), sowie der Eisenpräparate aus dem Darne in die Saftmasse bei.

Wie durch Natriumbicarbonat, ebenso wird durch Kochsalz einerseits eine größere Nahrungsaufnahme unter Steigerung des Appetits ermöglicht, andererseits ein gärungshemmender Einfluß auf den Magen und in einem gewissen Grade auch auf den Darminhalt ausgeübt. Nicht ohne Nutzen bedient man sich daher des Salzes oder Kochsalzreicher Speisen (Herzinge, Pöfelsteifisch) bei Appetitlosigkeit, Indigestion und Dyspepsie nach Ueberladung des Magens.

Die Bedeutung des Kochsalzes für den menschlichen wie tierischen Organismus entspringt aus der bekannten Zusammen- setzung und dem Verhalten des Blutes. In der Blutflüssigkeit, dem Plasma, ist keiner der anorganischen Bestandteile in irgendwie so erheblicher Menge enthalten, wie das Kochsalz, von welchem Tiere und unter welchem Ernährungszustande man auch das Blut untersuche; dies Verhältnis bleibt, nur wenig schwankend, fortwährend das gleiche, ja es ergibt sich, daß das Blut selbst solcher Tiere, denen das Salz absichtlich längere Zeit vorenthalten wird, immer eine unveränderte Menge von Kochsalz enthält.

Eine Hauptleistung des in der Blutflüssigkeit vorhandenen Kochsalzes ist, wie namentlich schon Justus v. Liebig sehr schön hervorhob, rein physikalisch auf der Eigenschaft aller Salzlösungen beruhend, auf salzfreie oder ärmere Flüssigkeiten, welche durch eine Membran von ihnen getrennt sind, nach Art einer Pumpe Flüssigkeit anfangend zu wirken; setzt man in ein Gefäß voll Wasser eine mit Salzlösung gefüllte und mit einer tierischen Membran verschlossene Röhre, so sieht man nach kurzer Zeit, den Gesetzen der Schwere entgegen, die Flüssigkeit in letzterer immer mehr zunehmen und in die Höhe steigen; gleichzeitig aber kann man nachweisen, daß das vorher ganz salzfreie Wasser des äußeren Gefäßes immer salzhaltiger wird, daß also ein Teil der Salze der Salzlösung in umgekehrter Richtung wie das Wasser durch die Membran hindurch gegangen ist. Es teilt die Kochsalzlösung diese Eigenschaft mit allen anderen Salzen; da aber im tierischen Organismus das Kochsalz, wie erwähnt, das vorwiegende Salz ist, so ist natürlich diese physikalische Wirkung in jenem hauptsächlich seine Leistung. Da diese auffaugende Wirkung der Salzlösungen sich noch steigert, wenn man sie alkalisch, die äußere Flüssigkeit aber schwach sauer macht, so begreift sich leicht, „daß in dem Tierkörper alle Bedingungen vereinigt sind, um das Gefäßsystem durch das salzhaltige alkalische Blut zu der vollkommensten Saugpumpe zu machen, welche ohne Hahn und Klappen, ohne mechanischen Druck ihre Dienste verrichtet“ (Liebig). Auf dieser rein physikalischen Wirkung beruht die leichte Aufsaugung des verdauten sauren Speisebreies in die Blutflüssigkeit; erleichtert wird sie noch durch das rasche Vorüberströmen der letzteren. Hierauf beruht auch der Stoffwechsel aus den lebendigen Zellen; auch letztere, die Nerven, die Muskelzellen bekommen bei ihren Lebensvorgängen einen sauren Inhalt, und es muß infolgedessen auch durch ihre Membran hindurch ein Flüssigkeitsstrom in die umspülende Blutmasse übertreten; dieser Strom wird um so stärker sein müssen, je salzreicher das Blut ist. Indem aber die in der Zelle gebildeten Verbrennungsprodukte in dieser Weise fortwährend entfernt werden, erhält auch die Zelle selbst immerfort ihre normale Funktionsfähigkeit wieder. Während ein blutleerer Muskel schon nach einer Reihe

1 Vergl. Ranke: Physiologie p. 350.

von Zuckungen bis zur vollständigen Unerregbarkeit ermüdet, führt der blutdurchströmte Muskel bis 40000 Zuckungen aus, ohne seine Arbeitsfähigkeit ganz einzubüßen. Zum Teil auf dieser Eigenschaft beruht die merkwürdige Konstanz in dem Kochsalzgehalt des Blutes! Denn mit dem zunehmenden Salzgehalt des Magen- und Darminhaltes muß nach rein physikalischen Gesetzen dessen Aufsaugung ins Blut immer abnehmen, endlich ganz aufhören und wässrige Diarrhöe auftreten. Infolge der nun mangelnden Wasserzufuhr aber wird natürlich die Blutflüssigkeit wieder konzentrierter, die Menge derselben und damit der Blutdruck und die Harnausscheidung sinkt, und es liegt somit in diesem Wechsel ein ausreichendes Korrektiv für zu große Wasserverluste des Blutes. Trinkt man umgekehrt zu viel salzfreies Wasser, so wird dasselbe zwar in die Blutbahn aufgenommen, aber durch die vermehrte Flüssigkeitsmenge steigt die Spannung der Gefäßwände, der Blutdruck, hierdurch wieder die Ausscheidung von Wasser aus dem Blut auf dem Wege der Nieren und Schweißdrüsen.¹

Daß auch bei wochenlangem absoluten Kochsalzhunger das Blut seinen ursprünglichen Beitz an diesem Salz mit einer merkwürdigen Fähigkeit sehr lange festhält, auch wenn z. B. durch starkes Wassertrinken die Diurese auf das stärkste angeregt wird, spricht dafür, daß ein Teil des Kochsalzes in einer molekulären Verbindung mit den Albuminaten des Blutes steht. Auch Schenk² hat dargelegt, daß das Kochsalz ein notwendiger und zur Zusammenziehung gehöriger Bestandteil des Blutes ist. Bei mit chlorfreiem Sagopulver gefütterten Kaninchen nahm der Gehalt des Blutes an Chlor nur sehr wenig ab; bei einem Hunde, dem er während zwanzig Tagen ausgekochte Fleischrückstände gab, nahm der Chlorgehalt des Harns rasch bis auf ein Minimum (0,01 gr am neunten Tage) ab, während der des Blutes fast unverändert blieb.

Es kann daher nicht zweifelhaft sein, daß das Salz einen integrierenden Teil der Blutflüssigkeit ausmache, daß das Salz einen Teil dieses Organs — denn das Blut ist Organ — gerade so ausmacht, wie der phosphorsaure Kalk ein Teil der Knochen ist.

Da nun ein Bruchteil des Salzes regelmäßig mit dem Harn³ aus dem Körper entfernt wird, da trotzdem bei Salzhunger die Zusammensetzung des Blutes nicht verändert wird, so muß das, was vom Blute abgegeben ist, von allen anderen Organen, in denen eine zeitweise Aufspeicherung von Salz möglich ist, an das Blut abgegeben werden, um es auf seinem normalen Bestandteile zu erhalten. Diese Aufgabe kann während einer gewissen Weile erfolgen, solange der Vorrat reicht; ist dieser aber einmal erschöpft, so muß, da die Ausscheidung beständig fortgeht, endlich das Blut in seiner Zusammensetzung verändert werden, was aber gleichbedeutend mit einer partiellen Zerstörung dieses Organes ist. So gut wie der Zahn aufhört ein Zahn zu sein, wenn ihm die Kalksalze entzogen werden, ebenso wird das Blut zerfallen, wenn es ihm an Kochsalz fehlt.

Boit sah einen Hund, der durch Salzhunger in den höchsten Zustand der Erschöpfung veretzt war, in Kaserei verfallen, längere Dauer des Salzhungers würde unzweifelhaft den Tod herbeigeführt haben. Nach Darreichung salzhaltiger Nahrung dauerte es sehr lange, bis der Körper sich wieder erholt hatte.

Es giebt Gegenden, wo man den Tieren Salz reichen muß, um sie am Leben zu erhalten; z. B. nach Warden⁴ starben in den nördlichen Ländern Brasiliens die Haustiere, wenn man ihnen nicht eine bestimmte Portion Salz oder Salzsand gab; und nach Roulin⁵ wurden in Columbien, wenn das Vieh nicht Salz in Pflanzen, in Wasser oder Erde vor-

fand, die weiblichen Tiere weniger fruchtbar und die Herde kam schnell herunter.

Diese Zuträglichkeit der Salzfütterung war auch den Alten längst bekannt, so den Israeliten⁶, den Römern⁷ u. s. w. Im 18. Jahrhundert äußert sich Buffon über den Wert des Salzes für das Vieh folgendermaßen: «Les boeufs, les chevaux, les moutons ont encore plus besoin que nous de ce sel, qui leur était offert comme assaisonnement de leur insipide herbage et comme un préservatif contre l'humidité putride dont nous les voyons périr.»

Heute sind alle Landwirte über den Nutzen der Salzverwendung in der Viehfütterung einig. Die Salzfütterung dient, wie A. Schmidt hervorhebt, als Vorbeugungsmittel gegen Krankheiten des Viehes, indem es den ganzen Gesundheitszustand desselben kräftigt. Die Wirkung des Salzes ist vor allem eine anregende, besonders die Verdauung erhöhende, wodurch eine bessere Ausnutzung der Futterstoffe ermöglicht wird.⁸ Ein altes Sprichwort sagt bezüglich der Verdauung ganz richtig: man lebt nicht von dem, was man ißt, sondern von dem, was man verdaut.

Es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß ein gewisser Zusatz und Überschuß von Kochsalz, über den unumgänglich nötigen Bedarf hinaus, günstige Einwirkungen auf den Körper hervorbringt. Alle Landwirte berichten, daß die pflanzenfressenden Haustiere besser gedeihen, wenn man ihrem Futter Salz zufügt. Die Tiere fressen nach Barral⁹ lieber bei Salzzusatz, was auch die Hunde Kemmerichs¹⁰ zeigten, welche die Fleischrückstände mit den Fleischsalzen und Kochsalz gern verzehrten, ohne dieselben aber nicht an Gewicht zunehmen, d. h. weniger fraßen.

Nach E. Wolff werden die Tiere durch Verabgabe einer mäßigen Menge von Salz zur Aufnahme eines größeren Futterquantums bestimmt, so daß das Futter durch seine Schmackhaftigkeit an Nährwert zu gewinnen scheint. In dieser Beziehung wirkt aber das Kochsalz nicht direkt als Nährsalz, sondern indirekt als Genußmittel. Nach den Angaben von Boussingault¹¹ übt das Kochsalz bei Rindern keinen wesentlichen Einfluß auf das Fleisch, Fett und den Milcherttrag aus, aber das Salz hatte für das Aussehen und die Beschaffenheit der Tiere entschieden eine günstige Wirkung, was schon Plinius und Haller erwähnen. Man könnte sich auch denken, das

¹ Jes. XXX, 24.

² Virgil: Georgica lib. II; Columella: De re rustica VI. 4, 23; Plinius: Hist. nat. lib. XXXI. sed. 41, 88 und X. 93. Bei Plinius lauten die betreffenden Stellen: «Pecudes armentaque et iumenta sale maxime sollicitantur ad pastum, multo largiore lacte multoque gratiore etiam in caso dote. Pectus potu pinguescit; ideo sal illis optissimus, item veterina, quanquam et fruge et herba; sed ut libere sic edunt.» — (Vergl. A. Schmidt: Das Salz p. 20.)

³ Vergl. in dieser Beziehung: Weiste, J. f. Land. XXII. p. 370. H. Schütz: Pflügers Arch. Physiol. XXVII. p. 454. Aus Maranori Dgata's Versuchen (vide Archiv für Hygiene III. 1885 p. 212) über den Einfluß des Kochsalzes und Jodens auf die Magenverdauung geht mit Evidenz hervor, wie sehr der Joder die Verdauung verzögert, während Kochsalz dieselbe beschleunigt:

Versuchs- dauer	Nahrungs- mittel	Genuß- mittel	Umverdaut	Gewichte Zusatz in %	Ungewichte Zusatz in % im Mittel	Differenz von der Norm
1 h	100 Pferde- fleisch	6,0 Na Cl	10	90	10	
30 m	100 dto.	6,0 "	32	68	35,5	- 10,5
30 m	100 dto.	6,0 "	35	65		
30 m	100 dto.	10,0 Trau- benzucker	90	10	81,5	+ 27,5
30 m	100 dto.	10,0 dto.	73	27		
30 m	100 dto.	10,0 Rohz- ucker	72	28	72	18

⁴ Notnagel Roßbad: Handbuch der Arzneimittellehre, Berlin 1887, p. 61.

⁵ Anat.-physiol. Unterf. S. 19, Wien 1872.

⁶ Über den Einfluß des Kochsalzes auf die Ausscheidung des Natriumstoffes siehe: Comptes rendus 90, 186. Vergl. auch Gorup Besanç; Physiolog. Chemie 1878 p. 591.

⁷ Möglinische Annalen II. 1847 S. 47.

⁸ Ibidem.

⁹ Statique chimique des animaux, appliquée spécialement à la question de l'emploi agricole du sel p. 430, Paris 1850.

¹⁰ Archiv für gesamt. Physiologie II. p. 75.

¹¹ Ann. de chim. et de phys. (3) XIX. p. 117; XX. p. 113; XXII. p. 116; Flouvier: Compt. rend. XXV. p. 110; Bull. de l'acad. de méd. XIV. p. 1077; Dupasquier: Journ. de pharm. et de chim. (3) IX. p. 339.

Kochsalz habe einen Einfluß auf die Verdaulichkeit des Futters im Darne. Nach E. Wolff¹ bewirkt das Kochsalz bei Hammeln unter Umständen eine bessere Verdaulichkeit des Rohproteins im Wiesenheu.

Seit das Salz in England nach der Aufhebung der Steuer ganz allgemein und in bedeutenden Quantitäten zur Fütterung des Viehes verwendet wird, sollen, nach DeSaive, die Viehseuchen bedeutend nachgelassen haben.

Das Kochsalz dient ferner dazu, gewisse geringwertige, nicht fehlerfreie Futtermittel schwächer zu machen. Bei kalireichem Futter (Kartoffeln) ist ein Kochsalzzusatz um so mehr geboten, als die Kalisalze auf tierische Gewebe und Flüssigkeiten eine Kochsalz entziehende Wirkung ausüben. Durch Salzfütterung wird auch an Futter gespart, indem die gegebenen Quantitäten vollständiger verdaut werden, andererseits erzieht es aber auch Futter an sich.

Demesmay² teilt folgende sehr hübsche Versuche mit, die ein Dr. Plouvier in Lille angestellt hat. Plouvier besaß ein junges Pferd, das 465 kg wog; nachdem er den gewöhnlichen Futterrationen 50 gr Salz zusetzte, nahm das Pferd binnen zwölf Tagen an 5 kg Gewicht zu. Nun wollte er es bei diesem Gewichte erhalten und versuchte dies auf die Weise zu erreichen, daß er dem Pferde von da ab statt der bisherigen 10 l Hafer nur 6, dafür aber noch 50 gr Salz gab, und siehe da, er erreichte damit seinen Zweck vollständig. Zur Kontrolle des Versuches entzog er hierauf dem Pferde bei derselben Nahrung alles Salz. Die Folge davon war, daß das Pferd binnen acht Tagen um 10 kg an Gewicht verlor.

Die Größe des Bedarfes an Salz ist zwar nicht durch wissenschaftliche Untersuchungen bislang festgestellt, ist auch wohl kaum genau festzustellen, da sie abhängig sein muß von der Art der sonstigen Nahrung. Menschen, welche viel Fleisch verzehren, werden weit weniger Kochsalz bedürfen als solche, deren Hauptnahrung die Kartoffel ist.³ Ein Durchschnittswert läßt sich aber aus der Größe des nach statistischen Mitteilungen bekannten Konsums an Speisesalz ableiten.⁴ Derselbe betrug für Deutschland in den Jahren:

1872	332 067 350 kg
1873	324 206 750 "
1874	312 678 200 "

Auf den Kopf der Bevölkerung betrug derselbe im Durchschnitt der drei Jahre

im nordöstlichen Deutschland	7,65 kg
im nordwestlichen Deutschland	8,00 "
in Süddeutschland	8,55 "

oder pro Tag 21 bis 23 gr.

Diese Größe geht unzweifelhaft über den Bedarf des Körpers hinaus, sie erreicht aber diese Höhe, weil wir gewohnt sind, das Salz als eine Würze aller unserer Speisen zu genießen, weil das Salz uns außer Nahrungsmittel auch Genußmittel ist.

Für die Tiere richtet sich die Größe der zu verabreichenden Kochsalzgabe nach dem Futtermittel, dessen Beschaffenheit, der Tränke und dem Nutzungszwecke, der Art und dem Alter.

Bei Trockenfütterung ist die Gabe von Kochsalz für die Milchproduktion sehr vorteilhaft, indem der Durst gereizt und die Wasseraufnahme befördert wird. Nach Settegast-Weiske ist der tägliche Bedarf für ein Schaf mittlerer Schwere 4—8 gr, für ein Rind 15—20 gr, für ein Schwein 4—8 gr, für ein Pferd 7½—15 gr. Tiere mittleren Alters brauchen verhält-

nismäßig wenig Salz. Die Aufnahme des Salzes kann meist dem Instinkt der Tiere überlassen werden. Den Tieren wird entweder Steinsalz oder Viehsalzlechteine zum Lecken vorgelegt; doch können sie von letzteren durch Abbeißen mehr aufnehmen, als zuträglich ist. Loses Viehsalz wird dem kurzen Futter beigefügt.¹

Die Flüssigkeiten des menschlichen Körpers, soweit sie analysiert sind, enthalten folgende Mengen Kochsalz:

Menschliches Blut in 1000 Teilen	4,21	nach Lehmann.
Milch	0,87	
Speichel	1,53	
Galle	3,64	
Schleim	5,83	
Blutflüssigkeit (Serum)	4,60	nach Raffe.

Endlich enthält der Magensaft freie Salzsäure und zwar in 1000 Teilen 1,18 bis 1,71. Diese Mengen bleiben bei jeder Ernährungsweise ziemlich konstant, so daß, wenn eine geringere Menge von Kochsalz aufgenommen wird, als gewöhnlich die Ausscheidungen enthalten, sich das Salz in den Ausscheidungen, aber nicht in den Körperflüssigkeiten vermindert.²

Fassen wir unsere Betrachtungen zusammen, so folgt, daß der bedeutende Kochsalzgehalt des Tierorganismus, die Unabhängigkeit seiner Menge im Blute von der mit der Nahrung aufgenommenen, die typische Verteilung desselben im Blute und den Geweben, endlich der Instinkt, der so viele Tiere und die Menschen zu seinem Genuße antreibt, daß alle diese Umstände uns an der physiologischen Bedeutung des Kochsalzes für den Lebensprozeß nicht zweifeln lassen.

Zena, Ende März 1890.

Der „Kreuzer-Sonate“ zweiter Teil.

Aus dem Manuskript überliefert

von

Heinrich Kana.

Seit jener Eisenbahnfahrt, auf der Posdnyshew den Grafen Tolstoj darüber aufgeklärt hatte, warum seine Ehe mit einer für seine Gattin so empfindlichen Gesundheitsstörung ihren Abschluß hatte finden müssen, war dieser schlagfertige Mensch nicht ganz unthätig geblieben. Er hatte sich nämlich seit damals noch wiederholt mit gleich gutem Erfolge verheiratet. Seine erste Gattin hatte er bekanntlich erschlagen, „noch ehe er sie kennen lernte,“ damals nämlich, da er noch ein unreifer Burche, das Weib zum erstenmal erkannte und ein „gefallener Mann“ geworden war. In seinen folgenden Ehen waren ihm nun immer zur richtigen Zeit noch weitere „Fälle“ seiner Jünglingsjahre in Erinnerung gekommen, und als tiefem Menschenkenner hatte sich ihm daraus mühelos die Konsequenz ergeben, daß er die Gattin, mit der er zufällig gerade verheiratet war, auch bereits beim Eintreten des betreffenden „Falles“ — antieipando sozusagen — erschlagen hatte. Da also auch seine späteren Gattinnen eigentlich alle schon tot waren, ehe er sie kennen lernte, so erschlug er sie dann nur der Vollständigkeit halber. Denn er war ein ordnungsliebender Mensch. So hatte er nie über Mangel an Beschäftigung zu klagen. Die Geschworenen sprachen ihn natürlich immer frei. Regelmäßig eine halbe Stunde, nachdem er freigesprochen worden war, fand er sich auf dem Bahnhof der Kreisstadt ein, bestieg den nächsten fahrplanmäßig abgehenden Kurierzug — die Eisenbahnen gewährten ihm bereits in coulantester Weise Fahrpreisermäßigung — und erzählte seinem Reisegefährten die Geschichte seiner letzten Ehe. Als wiederholt mit Auszeichnung genannter Gattenmörder fand er immer Menschen, die ihm gern zuhörten.

¹ Bergl. Thiels Landw. Konversations-Lexikon V. p. 375 und Journal f. Landwirtschaft Bd. XXII. p. 207.

² Bergl. Lehmann: Physiolog. Chemie I. p. 404 und 405; III. 213.

¹ Die Versuchstation Hohenheim, 1870 p. 68.

² Question du sel: J. d. Econ. I. 25 p. 7.

³ Da gerade die vorwiegende Nahrung der ärmeren Klassen, z. B. Kartoffeln, überwiegend Kalium gegen Natrium enthält, so erscheint, für die ärmeren Bevölkerung wenigstens, das Kochsalz als Nahrungsmittel, ja als Lebensbedingung, und nicht wie Klein und Verjon (Sitzungsberichte der Wiener Acad. LV, II Apr.) wollen, nur als Genußmittel, welches die Menschen nur aus Gewohnheit nicht entbehren können.

⁴ Vgl. Rusprat: Theoretische, praktische und analytische Chemie, IV. p. 1723.

Auf einer dieser Fahrten lernte auch ich ihn kennen.

Die Mitreisenden waren zufällig auf Posdnyshew's Geschichte zu sprechen gekommen, ohne eines kleinen, sehr nervösen Herrn mit auffallend anziehenden, glänzenden Augen zu achten, der sich abseits hielt und während der ganzen Fahrt mit keinem seiner Nachbarn Bekanntschaft angeknüpft hatte. Plötzlich aber — man hielt gerade beim sechsten Mord — erhob sich dieser Herr und sagte zu der Dame, die neben ihm saß: „Sie haben mich erkannt, wie ich sehe . . .“

„Nein, ich habe nicht das Vergnügen . . .“ antwortete die Dame.

„Man kann es jetzt schon ein Vergnügen nennen. Tolstoj hat dafür gesorgt. Mein Name ist nämlich Posdnyshew . . .“

„Posdnyshew!“ sagte die Dame . . . „Ah! . . . Aber ich bedauere lebhaft . . . Ich bin schon verheiratet!“

„So, so! Das muß dem Menschen erst gesagt werden! Das Bedauern ist ganz meinerseits. Denn ich bin jetzt wieder frei geworden . . . Meine neunte Frau nämlich . . .“ Er machte eine Gebärde, die erkennen ließ, daß er es inzwischen auch im Halsabschneiden zu einer bei einem Amateur-Mörder anerkanntswerten Fertigkeit gebracht hatte . . .

„Die neunte?“ sagte die Dame verwundert.

„Natürlich! Die Affaire, von der Sie sprachen, ist ja schon drei Monate alt!“ erwiderte er mit verächtlichem Lächeln.

„Und wie viel Frauen haben Sie seither umgebracht, bitte?“

„Drei!“ antwortete er gelassen. „In der heißen Jahreszeit kann ich mir nicht so viel Bewegung machen!“ fügte er entschuldigend hinzu.

„Drei!“ rief die Dame aus. „Wie schade! Wenn ich das geahnt hätte! Ich habe erst vor sechs Wochen geheiratet! — Drei!“ wiederholte sie, und Neid und Verwunderung malten sich in ihren Gesichtszügen. „Wenn ich ein wenig mehr Geduld gehabt hätte, könnte ich jetzt an die Reihe kommen!“

„Was nicht ist, kann werden!“ erklärte Posdnyshew wohlwollend! „Ihr Mann wird doch nicht ewig leben!“

„Das walte Gott! Aber, bitte, merken Sie mich vielleicht vor . . . Sie könnten sonst vergessen!“ fuhr die Dame fort und erhob etwas schüchtern den Blick zu ihm.

„Gern!“ antwortete Posdnyshew und zog ein Notizbuch hervor. „Wie ist Ihr werter Name, meine Gnädigste?“

„Anna Pawlowna Schtnjshew!“

„Ein schöner Name!“ meinte Posdnyshew anerkennend. „Anna . . . Pawlowna . . . Schtnjshew!“ notierte er. „Sie erhalten Nummer 283!“

„Wie?“

„282 Damen gehen Ihnen voran. Ich kann's beim besten Willen nicht ändern. Ich muß mich an den Zeitpunkt der Anmeldungen halten! — Aber seien Sie vollkommen ruhig meine Gnädigste,“ fügte er mit verbindlichem Lächeln hinzu. „Ich schaffe jetzt meine Frauen mit Benützung aller zulässigen Abkürzungen des Verfahrens aus der Welt! Auf besonderen Wunsch gleich am Tage nach der Hochzeit. Sie werden also nicht so lange warten müssen, als es den Anschein hat!“

Die Dame atmete sichtlich erleichtert auf.

„Natürlich, immer unter der Voraussetzung, daß Ihr Gatte inzwischen das Zeitliche geegnet hat!“ fuhr Posdnyshew fort. „O, bitte, lassen Sie das ganz meine Sorge sein!“

„Gut. Ich vertraue Ihnen! Und nun noch eine Meinigkeit. Welche Todesart wäre Ihnen am angenehmsten? Erdrosseln? . . . Vergiften? . . . Erdolchen? . . . Erschießen?“

Die Dame zögerte einen Augenblick.

„Meine Gnädigste, sprechen Sie ganz so, wie's Ihnen ums Herz ist . . . Denn ich“ — ein bezauberndes Lächeln umspielte dabei seine Lippen, „bin in der Technik aller dieser Todesarten gleichmäßig versiert!“

„O . . . dann möchte ich mich fürs Erdrosseln entscheiden . . . Man ist damit nicht so rasch fertig . . . Man kann das Vergnügen ganz auskosten!“

„Ihr Wunsch ist mir Befehl!“ antwortete Posdnyshew

mit einer ritterlichen Verbeugung. „Also Nummer 283,“ notierte er, „Tod durch Erdrosseln!“

„Welch ein Mann!“ rief die Dame bewundernd. „Wir sind also einig!“ setzte sie hinzu, indem sie ihm die fein handschuhende Hand reichte.

„Wir sind einig!“ wiederholte Posdnyshew und küßte ihr die Fingerpitzen.

„Auf baldiges Wiedersehen!“ sagte die Dame, indem sie Posdnyshew mit einem vielversprechenden Blicke ansah. Der Zug hielt. Die Dame stieg aus. Ebenso die übrigen Passagiere. Ich blieb mit Posdnyshew allein.

II.

Er hatte sich in das Kissen gedrückt und eine Minute lang mit geschlossenen Augen dagelegen.

„Ihnen muß wohl meine Gesellschaft recht angenehm sein, nachdem Sie wissen, wer ich bin?“ begann er plötzlich.

„O!“ sagte ich.

„Dann darf ich Ihnen wohl meine Schicksale seit jener Eisenbahnfahrt, auf der ich mit dem Grafen Tolstoj zusammentraf, erzählen?“

„Danke, danke, bemühen Sie sich nicht, ich bin Gott sei Dank schon infolge der «Kreutzer-Sonate» halb verrückt geworden!“

„Keine Umstände! Ich mache Sie ganz verrückt! Ein Kinderpiel!“

In diesem Augenblick wurden wir unterbrochen. Der Schaffner trat ein. Ein paar Augenblicke später stieg er aus dem Waggon. Posdnyshew hatte ihm zwei Backenzähne ausge schlagen und einen Fußtritt versetzt. Die Unterbrechung hatte nicht lange gedauert.

„Diese Schaffner werden nie feinere Lebensart annehmen!“ sagte Posdnyshew, indem er hinter dem fliegenden Schaffner die Coupéthür schloß und die Rockärmel wieder herunter streifte.

„O, diese Ärzte! Diese Schufte!“

„Was haben die Ärzte damit zu thun, bitte?“

„Was die Ärzte damit zu thun haben?“ schrie er. „Als ob ich das wüßte! Aber dazu ist doch die «Kreutzer-Sonate» da!“

Eine Pause folgte, in der wir kein Wort wechselten. Posdnyshew ohrfeigte mich nämlich inzwischen. Es fiel ihm gerade nichts Besseres ein. Aber das war ja auch recht nett.

III.

„Meine menschenfreundlichen Bestrebungen haben inzwischen die verdiente Anerkennung gefunden!“ begann er wieder.

„Ich habe es bemerkt!“ antwortete ich, indem ich mir unauffällig die geschwollene Wade rieb. „Und ich muß sagen, es setzt mich sogar in Erstaunen, in wie hohem Grade das der Fall ist!“

„Wie kann Sie das in Erstaunen setzen?“ brauste er auf, indem er mir den bei diesem Anlaß nicht leicht zu vermeidenden Tolstoj in der einleuchtendsten Weise darüber aufgeklärt, worin der wahre Zweck der Menschheit besteht. Der Zweck der Menschheit ist ihr Glück, wie in bestinformierten Kreisen verlautet. Zur Erlangung des Glücks aber ward der Menschheit ein Gesetz gegeben, das sie zu erfüllen hat. Dieses Gesetz aber besteht in der Einheit des Menschengeschlechtes. Diejenige Leidenschaft, die dieser Einheit des Menschengeschlechtes am meisten im Wege steht, ist die sinnliche Liebe. Andererseits entstehen aber gerade infolge der sinnlichen Liebe, ins solange jenes Gesetz nicht verwirklicht ist, neue Generationen. Ist es aber verwirklicht, so wird eben infolge dieser Verwirklichung das Menschengeschlecht von selbst vernichtet. So sagte ich damals! Sie erinnern sich doch?“ fragte er.

„Ja!“ erwiderte ich, da ich bemerkte, daß seine Faust sich plötzlich ballte, obwohl der syntaktische Aufbau seiner Perioden das nicht unmittelbar erforderte.

„Gut!“ sagte er begütigt. „Sie begreifen also . . .“

„Ich begreife nur das eine nicht,“ bemerkte ich schüchtern, „wie das Menschengeschlecht glücklich sollte sein können, nachdem es einmal vernichtet ist!“

„Schafstopp!“ donnerte er, und trieb mir aus dem Stegreif den Zylinder an. „Wenn es nicht ist, kann es doch nicht unglücklich sein! Und ist es nicht unglücklich, so muß es doch glücklich sein!“

„Richtig. Aber daß just die Frauen sich vor allem dazu drängen . . .“

„Natürlich. Ihr Glücksbedürfnis ist viel intensiver als das unsrige. Sie wollen und können nicht noch ein paar Generationen warten, bis endlich jene Generation da ist, in der sich das Gesetz der Menschheit erfüllt!“

„Und Sie selbst sind dazu entschlossen?“

„Wie meinen Sie?“

„Ich meine, wenn Sie so genau wissen, daß das Glück der Menschheit im Nicht-Sein besteht, warum gehen denn nicht Sie selbst zum Teufel . . . ich wollte sagen, warum beziehen denn Sie nicht selbst im Hotel „Zum Nicht-Sein“ ein paar nach Osten gelegene Zimmer?“

„Den Damen gebührt immer der Vortritt! Und dann! . . .“

Er stockte plötzlich. Seine Stirn unwohlte sich.

„Was?“ fragte ich teilnehmend.

„Würden Sie glauben, diese Ärzte, diese Schufte, haben schließlich auch mich untergekrigt. Sie haben mir einzureden verstanden, im Nicht-Sein sei eine ziemlich feuchte Witterung . . .“

„So, so!“

„Ja! Und ich inkliniere so leicht zu katarthaliischen Affektionen. Ich kann also unmöglich ins Nicht-Sein übersiedeln, ich würde dort mein Leben lang an Schnupfen leiden!“

„D . . . o . . . entsetzlich! Besonders da dort die Taschentücher ziemlich selten sein dürften. Aber wissen Sie, was mir passiert ist?“

„Nein!“

„Mir hat mein Hühneraugen-Operateur erklärt, er würde alle Beziehungen zu mir abbrechen, sobald ich einmal ins Nicht-Sein übersiedle! Und Sie wissen, es gibt keinen großen Mann vor seinem Hühneraugen-Operateur! . . .“

„Sie haben recht! O, diese Ärzte, diese Schufte!“ rief Posdmyschew.

„O, diese Hühneraugen-Operateure, diese Blutfänger!“ seufzte ich.

Posdmyschew wurde immer trüber gestimmt. Er streckte die Beine von sich, die zufälligerweise gerade bis zu jenem Punkte des Weltraumes gelangten, woselbst sich mein Gesicht aufhielt. Das nahm er mir aber nicht übel.

Auch mich überkam eine melancholische Stimmung. So verharren wir eine Weile, ohne ein Wort zu wechseln, in nachdenklicher Stimmung. Posdmyschew starre ins Leere und ich starre in seine Stiefelsohlen . . .

IV.

„Übrigens,“ begann er nach einer Weile wieder, „was Ihnen da von meinem Verhalten gegenüber den Frauen, die ich heirate, zu Ohren gekommen ist, das bildet nur einen Teil meines Programms.“

„So, so!“ bemerkte ich mit jenem schönen, männlichen Selbstbewußtsein, daß selbst die unerwartete Annäherung von Stiefelsohlen, zu denen man nicht von Kindesbeinen an organische Beziehungen unterhalten hat, nicht zu erschüttern vermag.

„Ja,“ wiederholte Posdmyschew, „nur einen Teil meines Programms und zwar den negativen!“

„Aha,“ schrie ich verständnisinnig hinter den Stiefelsohlen hervor, „es hat also auch einen positiven!“

„Ja,“ sagte Posdmyschew. „Natürlich! . . . Auch einen positiven!“

Und als er nun die Beine wieder langsam an sich zog, wobei er die Stiefel sorgfältig an meinem Rocke abwischte, bemerkte ich, daß ein inneres Feuer sein Antlitz verklärte.

„Und wie heißt der positive Teil Ihres Programms, wenn ich bitten darf?“

Einen Augenblick lang blickte mich Posdmyschew starr an. Dann sagte er feierlich: „Der positive Teil meines Programms heißt: der Staat der alten Jungfern!“

„Schaudervoll, höchst schaudervoll . . . Nein, ich meinte: wiejo erhält man alte Jungfern?“

„Höchst einfach. Wenn ich einmal unter den Frauen, die derzeit verheiratet sind, gründlich aufgeräumt haben werde, werden nur noch Jungfrauen übrig geblieben sein. Und diese erhalten dann in meinem Zukunftsstaat dieselbe Stellung . . .“

„Die die verheiratete Frau im modernen Staat hat?“ fiel ich ein.

„Weit mehr! Die Stellung, die der Mann im modernen Staat innehat! Denn Sie erinnern sich, was ich dem Grafen Tolstoj klagte: «Das höchste Ideal, der beste Zustand der Frau — der Zustand der Keuschheit, der Vestalin, der Jungfrau — ist ein Schrecken und ein Spott in unserer Gesellschaft.» Das muß anders werden! Und es kann nur anders werden, wenn die bevorrechtigte Stellung des Mannes auf die alte Jungfer übergeht. Auf die alte! Die alte! Damit werden die jungen Jungfern angepornt, alte zu werden!“

„Das Ei des Kolumbus!“ rief ich mit gut geheuchelter Begeisterung. Mein Enthusiasmus that ihm sichtlich wohl. Er lächelte mich freundlich an.

„Und wenn Sie erst hören, mit wie geringen Kosten so ein Staat regiert wird. Man kauft bloß Hornbrillen, Schnupftabaksdoxen, Kaffeetassen und Köpfe aus Staatsmitteln an — und alle Ansprüche, die die alten Jungfern an die zivilisatorische Aufgabe eines Staates stellen, sind befriedigt.“

„In der That sehr einfach! Aber was fangen Sie mit den Männern an?“

„Die Männer — auch für die ist aufs beste gesorgt. Wie ich mich seiner Zeit mit dem Grafen Tolstoj aussprach, empfand ich es schmerzlich, daß für den gefallenen Mann die einfältige, lichte, reine Beziehung zum Weibe, die Beziehung von Bruder und Schwester nicht mehr vorhanden ist, daß man ihn sofort als gefallenen Mann erkennt, sobald er aufschaut und ein junges Weib erblickt. Wenn er aber aufschauen und überall nur diese alten Jungfern erblicken wird . . .“

„Wird er von brüderlichen Gefühlen bewegt sein! Großartig, ich muß es sagen!“

Posdmyschew war wie verwandelt. Ich hätte gar nie geglaubt, daß sein Gesicht so viel Freundlichkeit widerspiegeln könne.

„Nicht wahr,“ sagte er, „Sie hätten nicht gedacht, daß jenes scheinbar ganz widersinnige Postulat, das ich dem Grafen Tolstoj gegenüber vertrat: die Menschen müßten sich völlige Keuschheit zum Ziele setzen, damit unter ihnen Sittlichkeit herrsche, in so einfacher Weise verwirklicht werden könne?“

„Nein, nein! Darauf wäre ich nie gekommen. Aber Sie gestatten eine Frage.“

„Bitte!“

„Sie gedachten damals im Laufe Ihrer Unterhaltung mit dem Grafen eines Wunsches, der sich bei allen reinen Mädchen findet . . .“

„Ach ja . . . Ich weiß schon, was Sie meinen. Ich sagte damals, wenn ich mich recht erinnere: «Ein reines Mädchen wünscht eines: Kinder! Kinder — keinen Mann!»“

„Ja. Ein recht bescheidener Wunsch. Und wird Ihr Zukunftsstaat diesem Wunsch Rechnung tragen?“

„Wie denn anders! Die Wünsche reiner Mädchen sind heilig!“

„Gut . . . Aber wie soll denn das durchführbar sein?“

Die Antwort Posdmyschews auf diese Frage kann ich zu meinem Bedauern nicht mitteilen. Denn ungefähr fünf Minuten, nachdem ich diese Frage gestellt hatte, fand ich mich zu meinem Erstaunen auf dem Eisenbahnrampe liegen. Was in der Zwischenzeit mit mir vorgegangen, kann ich nicht mehr genau angeben. Mein Kopf schmerzte mich ein wenig. Es kam

mir auch vor, als ob meine Rippen von gewissen Unabhängigkeitsbestrebungen gegenüber meinem übrigen Skelett erfüllt wären. Nur dunkel entsann ich mich, daß Posdmyschew sofort, nachdem ich jene Frage an ihn gerichtet hatte, unaufgefordert eine merkwürdige Bereitwilligkeit an den Tag legte, mir im Widerspruch mit den diesbezüglichen Eisenbahnbetriebs-Vorschriften zum Verlassen des Coupés durch das Fenster behilflich zu sein. So brachte er mich um den Genuß, seine jedenfalls sehr interessante Antwort zu hören. Es ist doch sehr zu bedauern, daß diese Russen immer so impulsiven Naturen sind . . .

„Der Scharfrichter von Berlin.“

von
F. M.

„Sehn Sie zum Fenster!“ sagt man seit einigen Wochen im Osten von Berlin, wenn man einander einen vergnügten Theaterabend wünschen will. Dort, im sogenannten „Ostendtheater,“ wird allabendlich das Sensationschauspiel „Der Scharfrichter von Berlin“ aufgeführt, dessen Inhalt mit seinem Titel eigentlich nicht viel zu thun hat. In neun Bildern werden uns die Bluttathaten eines auserlesenen Verbrechers, des romantischen „Goldgrafen“ höchst melodramatisch vorgeführt, und wenn die Greuel endlich über alle Maßen zum Himmel stinken, werden sie vom Fenster gerochen. Diese wichtige Persönlichkeit, welche nur auftritt, um fünf Worte zu sprechen, macht den Leuten einen Kapitelspaß. Denn — es kann nichts mehr an der Thatfache verschwiegen werden — die Rolle des Scharfrichters von Berlin wird auf der Bühne des Ostendtheaters von keinem andern dargestellt, als von Julius Krauß selbst, dem echten bisherigen Scharfrichter von Berlin, der bisher in einem wohlangeordneten Leben gegen sechzig Menschen enthauptet hat und sich nun nach so gründlichen Vorstudien der dramatischen Kunst, der schönen Nachahmung der Natur, zugewendet hat. Man muß das gesehen haben, um es zu glauben. Nachdem in der Mörderzelle die rührendsten Gespräche geführt worden sind, und der Goldgraf seiner Neue, seiner Todesangst und seinem guten Herzen einigen Ausdruck verliehen hat, tritt der leibhaftige Scharfrichter von Berlin an ihn heran, legt ihm die Hand auf die Schulter und spricht: „Kommen Sie, es ist Zeit!“ Darauf tritt der unglückselige Goldgraf in den Hintergrund, kniet nieder, senkt das Haupt. Julius Krauß schreitet in seinem schwarzen Frack hinter ihm, legt die Handschuh ab und erhebt mit einer natürlichen Bewegung, die ihm wohl ansteht, das breite Richtbeil. Der Vorhang fällt, und das Publikum, welches wohl niemals über die etymologische Verwandtschaft von Publikum und Pöbel nachgedacht hat, wiehert vor Vergnügen und ruft nicht den Dichter oder den Regisseur, sondern mit einmütiger Begeisterung den echten Scharfrichter von Berlin hervor. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß dieser Künstler das Pantomimische in seiner Rolle meisterhaft ausführt, daß er aber in der dialektfreien Wiedergabe seiner kleinen Rolle einiges zu wünschen übrig läßt.

Ich habe nicht die Absicht, gegen den Direktor des Ostendtheaters oder gegen seinen jüngsten Dichter pathetisch zu werden. Sie wollen leben und leben lassen, und wäre es mit Hilfe des Scharfrichters. Als das Ostendtheater vor mehr als zehn Jahren gebaut worden war, da regnete es Wiße über seine weite Entfernung von der Stadt, von tout Berlin, von dem Berlin des zahlungsfähigen Theaterpublikums, der feinen Restaurants und der Nachtcafés. Es war ein förmlicher Sport, und über die armen Droschkenträger, welche die dreifache Tour nach dem Ostendtheater zu traben sich weigerten, wurden einige recht gute Scherze geliefert. Nun war es aber eigentümlich, daß die Gäule schließlich durch Peitsche und Zügel doch nach dem Ostendtheater gelenkt werden konnten, die Menschen aber sich hartnäckig weigerten, hinzufahren oder hinzugehen, es

Schritte hinzurichten, muß man wohl jetzt sagen. Einige Direktoren machten nacheinander verzweifelte Anstrengungen, da draußen eine recht annehmbare Volksbühne zu schaffen. Schiller'sche Trauerspiele und die Tragödien junger, anderswo zurückgewiesener Dichter wurden schlecht und recht aufgeführt, und mitunter wurde sogar das eigentliche Premierenpublikum aus dem Westen hinausgelockt. Alle diese achtbaren Bestrebungen führten die Bühne aber nur immer wieder dem Bankerott entgegen, und so entschloß sich der gegenwärtige Direktor, hoffen wir mit schwerem Herzen, zu der Galgengeschichte, welche ihm jetzt am Sonntag das Haus füllt und an den Wochentagen wenigstens die Tageskosten hereinbringt.

Wenn das persönliche Auftreten des Berliner Scharfrichters nicht ein ernsthaftes Wort nötig machte, so wäre es einfach thöricht von der Kritik, das Sensationschauspiel mit ihrem Vernichtungsurteil zu beehren. Die Verfasser selbst können, und wenn sie noch so gottverlassene Unglücksmenschen wären, das Stück nicht ernsthaft gemeint haben. Sie haben ganz gewiß beim Zubauen der klötzigen Szenen noch mehr gelacht, als die ironisch gestimmten Logeninsassen. Das Stück ist aus einem Kolportageroman zusammengeschnitten, der seinerseits wieder eine schmutzige Coullissegeschichte hat. Das Schauspiel häuft die Gräßlichkeiten und Ueberraschungen zu so verrückter Höhe auf, wie selbst die Dichter des Kolportagebuchhandels nicht ohne Selbstironie wagen dürfen. Es grenzt an die tollste Parodie, wie da das wahnsinnige Opfer des Verbrechers ihm mit kühner Verspottung der aristotelischen Einheiten auf Schritt und Tritt wiederbegegnet, wie im Irrenhause geheime Burgverließe geöffnet und die Leute nur so im Handumdrehen ermordet werden, wie der alte jüdische „Wucherer vom Andreasplatz“ zuerst von Falschmüzern betrogen und dann von einem dummen Mörder abgestochen und seines falschen Geldes beraubt wird, wie endlich in der Zelle des Goldgrafen sich alle Mißverständnisse lösen, die ältesten Greise aus ihren Gräbern ausgespieen und die Wahnsinnigen wieder so weit vernünftig werden, als die Personen des Schauspiels es überhaupt sind. Auch die Pariser haben ihre Vorstadtdramaturgen; aber wir können nur mit ehrlichem Reide auf die französischen Muster dieser Gattung blicken. So eine Sensationskomödie, wie z. B. „Die beiden Waisen,“ ist ja unwahrscheinlich genug in ihrer Handlung und grob genug in ihren Effekten; aber die Handlung ist, wenn auch ohne ästhetisches Gewissen, doch mit großem Scharfsinn logisch aufgebaut, und die Bühnenvirkungen sind von einem geschulten Bühnentechniker berechnet. Es ist wenigstens saubere Ware; es ist Schnaps, aber ein guter Schnaps; alle Thaten sind im richtigen Verhältnis beigemischt. Die Verfasser des „Scharfrichters von Berlin“ aber sind gemeine Schnapsfälscher. Die Handlung hat einfach keinen Sinn und Handlung, und wenn auch in jedem der neuen Bilder mehr Mord und Totschlag passiert, als in allen Werken der allerneuesten Richtung zusammengenommen, so fehlt doch der geistige Zusammenhang vollständig. Es liegt kein Hochmut darin, wenn man sich fragt, wie das Gehirn der Zuschauer organisiert sein mag, welche sich von so einer tollhändlerischen Szenenfolge in Spannung versehen lassen. Leute, welche ihrem Aussehen und ihrer Sprache nach recht gut wissen müssen, wie das Volk spricht, haben für die Wahrheit einer Fontaneschen Novelle keinen Sinn und beklatschen diesen wüsten Vorgang, der sich nie und nirgends begeben hat. Lebt die Masse geistig noch im Zeitalter der Romantik? Sagt sie heute genau, wie vor 1000 Jahren: Dort, wo Du nicht bist, ist die Poesie?

Denn es ist nicht wahr, was ich irgendwo gelesen habe, daß das Publikum des Ostendtheaters das Sensationschauspiel als einen Spaß aufnehme und des Mißs wegen hineingehe. Nein, mit Ausnahme von einigen Logenbesuchern, welche zu diesem Zweck ihren Platz bezahlt haben, lacht niemand im Hause. Man läßt sich von all den Greueln angenehm aufregen, genießt das Entsetzen ganz naiv und wäre gewiß noch dankbarer, wenn zum Schlusse das Richtbeil niederfiel, anstatt des Vorhangs.

Da bin ich also wieder bei dem lieben Herrn Krauz angelangt, der ja in Berlin eine recht populäre Figur ist, und der nun auf seine Visitenkarten drucken kann: Scharfrichter a. D., Pferdeeschlächter und Schauspieler. Jedes natürliche Gefühl empört sich dagegen, den Henker leibhaftig als Henker im Schauspiel mitwirken zu sehen. Unter diesem Eindruck haben liberale und konservative Zeitungen bereits nach der Polizei gerufen. Wie ich glaube mit Unrecht. Ein Volk mit einer Litteratur, wie die deutsche ist, muß sich gegen solche Zumutungen selber schützen können, oder es verdient keinen Schutz. Auch dürfte der gute Herr Krauz juristisch ganz in seinem Rechte sein. Er war Scharfrichter, ist fetsamerweise wegen Noheit oder wegen seines sonstigen Auftretens entlassen worden, treibt jetzt das nützliche Gewerbe eines Pferdeeschlächters und hat das natürliche Recht, Schauspieler zu werden. In seinem älteren Verufe hat er es übrigens verstanden, in der Presse wie der erfahrene ältere Virtuose für sich Reklame zu machen. Dieses Talent kann sogar einigermaßen für den fehlerhaften Dialog entschädigen. Die Polizei wird also dem ehrfamen Pferdeeschlächter das öffentliche Auftreten kaum verweigern können, solange der süße Pöbel keine skandalösen Auftritte herbeiführt.

Wundern muß es mich aber, daß sich Schauspieler finden, welche mit dem Volkstrecker von sechzig Todesurteilen zusammen an diesem Kunstwerke mitschaffen. Ich weiß wohl, daß man mir die berühmten Menschenrechte und die Gleichheit vor dem Gesetze und was weiß ich für Paragraphen entgegenhalten und den Henker unter die Millionen rechnen wird, welche zu umschlingen das Lied an die Freude lehrt. Meine Befinnung ist auch nicht mittelalterlich, daß ich den Henker wieder für unehrlich erkläre und jeden Verkehr mit ihm als einen Ehrverlust betrachten würde, der nur durch heilige Gebräuche wieder gut gemacht werden könnte. Prinzipiell soll der Henker gewiß keines der Ehrenrechte einbüßen, die er nicht etwa durch persönliche Eigentümlichkeiten verlernt hat. Und wenn ein Scharfrichter zufällig einmal Metall in seiner Kehle entdecken sollte, so dürfte er getrost umjammeln und so gut Heldentenor werden können, wie ein Droschkenkutscher erster Klasse. Also wie gesagt, ich bin ein ganz moderner Mensch und lasse dem Henker Gerechtigkeit widerfahren. Ich kann zwar die Mode nicht mitmachen, welche ihn interessant findet; wenn er sich aber im Wirtshaus an meinen Tisch setzt, so werde ich, über alle Vorurteile erhaben, mein Bier erst austrinken, bevor ich gehe.

Nun liegt die Sache auf der Bühne des Ostendtheaters jedoch so, daß nicht ein begabter Schauspieler auftritt, der zufällig seine besten Jahre im Dienste der Gerechtigkeit verbraucht hat, um dann der andern moralischen Anstalt zu dienen, sondern der gute Herr Krauz in seiner Eigenschaft als Scharfrichter a. D. ist es, der allabendlich gegen ein angemessenes Honorar eine kleine aber wichtige Rolle spielt. Da fragt man unwillkürlich, ob die Bühnengenossenschaft, welche sich so große Verdienste um die materielle Lage ihrer Mitglieder erworben hat, nicht Veranlassung hätte, Polizei im eigenen Hause zu üben und ein kräftiges Wörtchen dazuzusprechen.

Kleine Kritik.

Goethe als Vater einer neuen Ästhetik von Rudolf Steiner.

In dieser Arbeit bietet sich uns ein interessanter Beitrag zur Goethe-Wissenschaft, als wir ihn im allgemeinen von Goethe-Specialisten zu erhalten pflegen (Sonder-Abdruck der Zeitschrift „Deutsche Worte“, Wien, Engelbert Fernerstorfer). Was uns Goethe als eine bleibende Errungenschaft wertvoll macht, das ist seine Kunst, Probleme zu stellen. „Wir müssen uns der Gedanken- und Ideenfülle, die in Goethe liegt, bemächtigen und von ihr ausgehend wissenschaftlich weiter-

arbeiten.“ Das hat jedenfalls Steiner selbst mit Erfolg gethan. Eine Reihe seiner und anregender Bemerkungen zeichnet seine Arbeit aus; er ist auch dort interessant, wo man ihm widersprechen muß. L. B.

Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Von der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig approbierte Promotionschrift von Dr. Hermann Türck. (Leipzig: Neuditz, Druck und Verlag von Max Hoffmann, 1890.)

„Shakespeares außerordentliche Kenntnis der Natur und speciell der Natur des Menschenherzens ist allgemein anerkannt. Wir dürfen daher an seine Gestalten denselben Maßstab anlegen wie an Objekte der Natur.“ — Es wäre vielleicht doch besser gewesen, der Verfasser hätte statt dieses emphatischen Standpunktes einen mehr nüchternen eingenommen und Hamlet als das betrachtet, was er ist, als Kunstwerk. Es läßt sich so ungeheuer viel in ein Werk hineinlegen und herausdeuten, wenn man es nur für sich betrachtet und emsig Stellen zusammenträgt. Da sagt er so, dort so und so weiter — und nie wird beobachtet, ob denn auch der Dichter, der doch nie ein schöpferischer Gott, immer nur ein bildender Mensch ist, bei der zweiten Stelle die erste noch vor Augen hatte. Es wäre unbedingt nötig, bei der Analyse des Charakters einer Dramenperson den ganzen literarhistorischen Apparat zu entfallen, damit wir sehen, welche Gestalt des Hamlet dem Dichter überliefert worden ist und wie und warum er hier und da geändert hat. Daraus erstünde dann genetisch vor uns das Bild Hamlets, wie es der Dichter gewollt.

Im übrigen ist Türcks Auffassung des psychologischen Problems immerhin bemerkenswert, wenn sie sich auch nicht so sehr weit von der Goethes und Büchers entfernt, als der Verfasser meint. Wenn Goethe sagt, Hamlet sei eine Aufgabe zugefallen, für die seine Schultern zu schwach sind, so entgegnet Türck: Nein, im Gegenteil, Hamlet ist äußerst energisch; aber sein jugendlicher Idealismus ist ihm verloren gegangen und hat sich in Pessimismus verkehrt; das ist der Grundzug seines Wesens. Ganz recht, aber damit giebt eben Türck doch nur das Motiv zu Hamlets Schwäche und Energielosigkeit an, damit ergänzt er nur Goethes grundlegende Auffassung, aber schafft sie nicht aus der Welt. Und wenn Fr. Th. Bücher sagt, Hamlet denke zu viel, so ist das doch nicht so gar verschieden von der Auffassung Türcks. Denn der Optimist grübelt eben nicht und ebenso wenig der ruhige Arbeiter, sondern nur der Pessimist von Hamlets Art. Und schließlich könnte noch ein vierter kommen, der uns noch eine Stufe über Türcks Auffassung führt, indem er uns die physiologischen Gründe zu Hamlets Gemütsverfassung aufdeckt, die schließlich vielleicht, abgesehen von den bedeutenden äußeren Einwirkungen, auf der gefährlichen Übergangszeit zur vollständig reifen Männlichkeit beruht.

Übrigens hätte wohl auch an irgend einer Stelle des Büchleins bemerkt werden dürfen, daß Hamlets Untergang zuletzt weder auf seinem Pessimismus, noch seinem Denken, noch seiner Phantasie, noch seiner Schwäche beruht, sondern daß es Shakespeare einfach nicht gelungen ist, das psychologische Problem psychologisch zu lösen, daß er vielmehr den gordischen Knoten einfach zerhauen und zu einem alten Theatercoup sich geflüchtet hat. Allerdings treffen wir auch in anderen Stellen Shakespeares eine äußerliche Lösung tief verinnerlichter Probleme. Sollte das bei ihm mehr als Ausflucht, sollte es wohlkerniges Kunstgefeß sein? Das wäre ein Thema für eine weitere Doktor-dissertation. 1.

Jenseits der Wasser. Übertragungen aus englischen und amerikanischen Dichtern des 19. Jahrhunderts von John Henry Mackay. (Zürich. Verlags-Magazin [S. Schabelitz].)

Das Prinzip für diese Auswahl war, daß die einzelnen Beiträge noch nicht verdeutscht waren. Es finden sich Gedichte von Byron (Eröffnungsverse zu „Lara“), Felicia Hemans, Longfellow, Math. Arnold, Swinburne, Elizabeth Barrett Browning u. s. w. Einzelne Gedichte sind sehr hübsch und verdienen es jedenfalls übertragen zu werden. Die Überetzung selbst wird durch eine zuweilen verschwommene Ausdrucksweise beeinträchtigt. L. B.